Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Sechsundzwanzigster Jahrgang

Nr. 7 — Marburg i. H., den 15. Februar — 1912

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh.

Inhalt: Die Unterströme des Lebens — Sebastian Franck. Schluß — Neues Jahr im Himalaya — Für und wider die Sozialdemokratie — Zur Wahlrechtsethik. Freundschaftliche Erläuterung — Christen im Wahlkampf. Zu dem Wahlaufruf aus Ostpreußen — Verschiedenes: Organisation des Kirchenaustritts; Aus Hannover; Das Leben eines Landarbeiters (Rehbein-Göhre); In Sachen des Biblischen Lesebuchs; Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Die Unterströme des Lebens

Herr, du erforschest mich und kennest mich. Ich sitze oder stehe auf, so weißt du es; du verstehest meine Gedanken von Ferne. Ich gehe oder liege, so bist du um mich und siehest alle meine Wege. Denn siehe Herr, es ist kein Wort auf meiner Zunge, das du Herr, nicht alles wissest. Ps. 139, 1 f.

Oft im Wachen und im Traume sehe ich vor mir ein seltsames Bild: durch Zeiten und Menschengeschlechter hindurch fließen zwei gewaltige Ströme, unsichtbar, geheimnisvoll. Rastlos kommen die Wellen aus dem Schoße der Zeit, blitzen eine Sekunde lang auf, um schweigend in Ewigkeiten zu versinken. Woher und wohin? alte, ewige Frage! Nur selten einmal bäumt sich eine höhere Woge auf in dem kleinen Gemurmel, majestätisch, sichtbar. Entstanden aus Millionen kleiner Wasser, getrieben von unsichtbaren Gewalten, reißt sie Tausende nichtiger Kleinigkeiten mit sich, und noch lange danach plätschern die kommenden Wassergeschlechter angstvoll oder eitel ihren Kreisen nach. Woher und wohin? alte ewige Frage.

Verschieden ist das Wasser der Ströme. Kristallhell das eine, so daß sich das Auge des Himmels darin spiegelt, und Millionen Menschenherzen Erquickung daraus schöpfen könnten, wenn ihre Augen klar genug wären, den Strom zu sehen. Nachtschwarz das andre, wie aus unsichtbarem Schlamm geboren, Tod und Verwesung um sich verbreitend, und Tausende von Menschenseelen würden sich grausend davon abwenden, wenn ihre Sinne rein genug wären, den Todeshauch zu spüren.

Aber achtlos geht der Mensch an Leben und Tod vorüber.

Ich sehe vor mir das Geheimnis des Todesstroms: seine Wasser enthalten all das verborgene Schlechte in der Welt: jede heimliche Regung des Neides und der Gemeinheit, jede unedle Gesinnung, jede sündige Lust, jede versäumte Liebe und alles überrauschend die Lüge, die Lüge! Taten, Worte und Gedanken führen sie mit sich auch von recht „anständigen" Menschen, die nichts von der Sünde und ihrer Not zu wissen vorgeben. Nur selten bäumt sich einmal eine höhere Woge der Schande und der Gemeinheit auf, grauenhaft sichtbar, so daß die Menschheit erzittert. Gespenstisch ruhig gleitet nach solchem Schrecken der dunkle Unterstrom des Lebens wieder dahin, gierig hascht das Wellchen der Lust nach dem Wellchen der Schande, das Wellchen des Neides nach dem Wellchen der Lieblosigkeit, und wie ein teuflisches Lachen klingt ihr Gleiten und Plätschern.

Still und sonnenhell fließt durch die weite Welt der andre Strom, in sich bergend all das unsichtbare und unbeachtete Gute der Menschenseele; jedes Wellchen eine vornehme Regung oder ein guter Gedanke, ein reines Wollen, Selbstüberwindung, Güte, Pflichtgefühl, edle Reue, ehrliches Kämpfen, verborgener Sieg. Wie Edelsteine nimmt er all diese Tropfen und Tröpfchen in sich auf, und wie ein feines, sonnenhelles Lied klingt es aus seinen Wassern: wir vertrauen dir, Seele, ja vertrauen! Kommt aber einmal eine herrliche Woge geschwommen, übervoll an Kraft und Liebesreichtum, so leuchtet Gottes Sonne darauf und das Angesicht des Himmels spiegelt sich darin.

An der Schwelle der Ewigkeit sitzt Gott der Herr, der Allwissende. An ihm vorbei rauschen die Unterströme des Lebens, und jede kleinste Welle des schwarzen wie des hellen Stromes gleitet prüfend durch seine Hand, damit er sie richte oder segne.

Seele, wie viele dieser Wellen tragen deinen Namen?

M Rt

Sebastian Franck

Vgl. Nr. 2, 4 und 5

4

Aber wenn wir nun schließlich die Frage erheben, was wir von diesem großen Einsamen, der so ganz nur die Stimme eines Predigers in der Wüste war, für unser persönliches, religiöses Bedürfnis lernen, was wir aus ihm schöpfen können, so ist gerade die Tatsache, daß er zu den zeitlosen Menschen gehört, die in das Gefüge geschichtlicher Mächte nicht passen und sich ihnen nicht assimilieren, und seine Gedanken dementsprechend auch „geschichtslos" sind, die Grundlage dafür, daß er allen Zeiten gehört und daß er zu jeder Zeit dem etwas werden und bieten kann, der überhaupt über die Polarität von Innerlichkeit und Aeußerlichkeit in der Religion nachgedacht hat. Wer sich irgendwie auf der Linie vom Buchstaben zum Geist, von der Schale zum Kern, von der institutionellen zur Persönlichkeitsreligion bewegt, dem begegnet auf diesem Weg Sebastian Franck mit überraschenden, kostbaren Tiefblicken und Lichtblitzen. Und welcher ernste, denkende Christ, auch wenn und eben dann, wenn er ein treues Glied seiner Kirche ist, würde nicht auf diese Spannung zwischen Exoterischem und Esoterischem im christlichen Glauben und Wesen stoßen? Diese Spannung, dieser Kontrast begleitet alle Religion auf ihrem Erdengang. Und nun gibt es nicht nur eine extreme und radikale Art, diese Spannung zu lösen, sondern auch eine besonnene und loyale Weise, ihr gerecht zu werden und sie zu tragen. Wo Esoteriker und Exoteriker sich scheiden, gibt es entweder nur neuen Streit und neue Sektenbildung oder, wie bei Franck, reine Vereinsamung. Besser ist es, in sich selbst als religiöser Persönlichkeit das Exoterische und Esoterische ins richtige Verhältnis zu setzen. Und das ist nicht nur möglich, sondern auch in gewissem Sinne gerade dem entsprechend, was Franck selbst im praktischen Leben (nicht in seiner Theorie) gedacht und gewollt hat. In der Vorrede zu den Paradoxa tadelt er den törichten Eifer derer, die „täglich Gott ein neues Volk zu versammeln und eine neue Kirche aufzurichten sich unterstehen", statt daß „Einer sollte die Bürde und Schwachheit des

Andern tragen, weil dies allein der Liebe Gegenstand, des Gesetzes Fülle, der Christen Zeichen und höchste Kraft ist.“ Ist aber nicht eben das die Losung, welche dem christlichen Leben und Dienst in und an der Volkskirche das innere Recht und die wahre Weihe gibt? Läßt sich nicht hier Positivität und Weitherzigkeit, Innerlichkeit und Ertragen der äußeren Formen, individuelle und Gemeinschaftsreligion am ehesten mit einander vereinen und ausgleichen?

In diesem Sinne kann man dankbar auch als Kirchenchrist in die Schriften Sebastian Francks sich versenken und sich daran freuen, wie in ihm, dem *Mystiker*, die Zentralität der Seele und in ihm, dem *Denker*, die Weite des Horizonts sich oft wunderbar durchdringen. Was man da bei ihm genießt und findet, das sind nicht vorüberrauschende Feierstunden, von denen man wieder zurückkehren muß in die rauhen Realitäten des Lebens, sondern Tiefblicke in die göttlichen Wirklichkeiten, die sich der Seele einprägen und im Leben vorhalten, Fernsichten, die einen neuen Ueberblick über die Höhen und Tiefen unserer Existenz gewähren, oberste Gesichtspunkte, die wie geistige Generalnenner die Bruchstücke menschlicher Erfahrung — daran der noch durchs Leben Tastende oft irre wird oder sich den Kopf zerbricht — zur sinnvollen Einheit zusammenfassen, und endlich einfache Direktiven, die gesinnungbildend sind und frei von jeder Kasuistik dem redlichen Gemüt die Richtung weisen.

Wir wollen hierfür nur einige Proben aus den Paradoxa hersetzen: Im 9. Paradoxon: „Gotte kann Niemand dienen oder schaden“, führt er aus, wie die Frömmigkeit „allein für uns“ ist, „*wir genießen sie, nicht Gott*, der ebenso vorher, wie nachher ist, weder reicher noch ärmer“, und umgekehrt: „Die Sünde ist nicht wider Gott“, sondern „allein wider sich selbst, ihre eigene Marter, Buße und Sünde.“ Daraus folgt weiter:

Gott will uns mit seinen Geboten dienen und uns einen Weg zeigen, wie wir zu ihm kommen sollen, und hat uns verboten und gewarnt vor dem, was uns von ihm scheidet. Seine Gebote sind *uns* gut und nicht *Gotte*. *Wir* leben darin und nicht *er*, der in sich selbst lebt und vollkommen ist und sein Ist und Wesen von keinem Anderen empfängt, als allein von sich ... Zum dritten ist auch Gott die ewige Liebe, die sich selbst nicht suchen noch etwas ihrethalben begehren mag, wie Christus, die Offenbarung Gottes, nach der Fülle der göttlichen Art in ihm, nicht gekommen ist, daß man ihm diene, sondern daß er uns diene ..., damit er den falschen Argwohn des Fleisches wiederum hinwegnähme, das in dem Wahne ist, viel sei bei uns zu suchen, viel zu begehren und zu haben ... Ja, er lehrt und warnt uns, wenn man eigentlich von seinen Geboten reden will, gleich als wenn ein guter Freund in der Dunkelheit spräche: Tritt nicht hierher, damit du nicht fallest; oder weil er weiß, daß man einem Menschen auflaure, spräche: Gehe nicht hinaus, damit du nicht geschlagen werdest. Dieses klingt wie ein Gebot, ist aber kein Gebot noch Zwang, sondern vielmehr ein Rat, eine Warnung und Lehre. Also hat, wer in Gott ist, überhaupt kein Gebot (1. Tim. 1, 8 ff.). Die Ursache aber ist: er ist in der Freiheit, die kein Gebot leiden kann. Der aber außer sich selbst, in seiner Mühe und seinem Unfrieden des Gewissens steckt, dem ist die ganze Welt nach seines Herzens Meinung voller Gebote, wenn auch keins vorhanden wäre.

Dies ein Beispiel von dem „Durchschauen in das vollkommene Gesetz der Freiheit“ und zugleich eine Probe von der Herausarbeitung des Gottesbegriffs aus den menschlich-beschränkten Anthropomorphismen und -pathismen in die Reinheit der inneren Anschauung im Geist und in der Wahrheit.

Ganz damit verwandt ist das 90. Paradox: „Der unbewegliche Gott zürnt über Niemand“, welches unter Anderm so erklärt wird:

Gott ist unbeweglich und viel anders, als ihn alle Menschen fälschlich sich denken. Ja gerade das Widerspiel des menschlichen Herzens, allewege gut und die Liebe selbst, in welcher nie keine Finsternis sein kann, sintemal er das Licht ist, also auch kein Zorn, Unwille, Haß oder Bosheit ... Es dünkt aber uns Beweglichen, er sei beweglich, zornig, abgekehrt usw. Darum redet die Schrift, *die auf unser Herz sieht, wie er in uns ist* [Franck betont diesen Gesichtspunkt immer wieder zum rechten Verständnis der Schrift!] und dichtet ihm menschliches Wohlgefallen an; jetzt ist er zornig, jetzt lacht er, jetzt sieht er sauer, das doch alles nicht in Gott fällt, sondern allein alles in uns ist ... Also ist Gott nie über sein Gemächte entrüstet gewesen (Weish. 11). Der Zorn ist ganz nur in uns gelegen und so heftig, daß uns das Niemand hat ausreden können, und daß Gott hat uns seinen Sohn müssen schicken, daß er diese Feindschaft und diesen Zorn, der zwischen uns und Gott in uns war, abgrübe und uns mit Gott versöhne. Auf Gottes Seite hätte es dessen nicht bedurft, wenn wir es hätten glauben können und nun Adams Herz nicht so voller Groll und Ungnade, Zorn und bösen Gewissens gewesen wäre.

Wie dieser ja freilich stark areopagitisch bestimmte Gottesbegriff aber bei Franck durchaus nichts Starres, Abstraktes an sich hat, sondern mit dem vollen, warmen Leben in die innigste Beziehung und Fühlung gebracht wird, davon gibt das Paradox 91 Zeugnis: „*Wer Gott hat, hat Alles, ob er schon Nichts hat.*“

Gott ist Alles in Allem, die Natur, das Glück, aller Wesen Wesen, aller Jugend Jugend, in ihm sind alle Dinge beschlossen ... Summa: Alles Ding ist ein leeres Stroh und ein lauter Nichts, wenn man das Wesen Gottes nicht darin ergreift, besitzt und hat. Er ist des Weines, Weibes, Mannes, Kindes, Geldes, Reichtums und aller Kreaturen Wesen, Seele, Kraft und Nachdruck. Wer nun nicht in Gott hat und reich ist (Luk. 13), der hat habend nicht und Gut ohne Mut ..., denn es mangelt ihm der Güter Wesen ... Wer ihn nicht hat in seinem Herzen und die Kreatur ohne Gott und außer Gott ergreift, der hat viel weniger, denn das er hat. Ursache: er hat den Kern und das Wesen dieses Dinges nicht, nämlich Gott, sondern nur die Schale und die Figur dieses Dinges ... Daher kommt es, daß den Gottlosen nichts vergnügt, freut, befriedigt, sättigt, und daß ers dazu nicht bringen kann, das er gerne hätte ... Summa: es sieht alles wieder hinter sich, in seinen Ursprung, daher in Gott und in sein Wort. Der nun von Gott gekehrt ist, von dem sind alle Kreaturen abgekehrt, und es ist durchaus nicht möglich, daß ihm eine diene und zugute komme, daß sie den, der Gott nicht hat, kenne oder ihm diene. Gott mag ihm wohl die Schale, Hülse oder Hülle des Reichtums, der Kunst, der Weisheit, des Lebens und aller Dinge zuwerfen, das Wesen aber, die Seele und das Leben der Reichtümer soll er wohl den Gottseligen lassen, die in Gott alles haben, ob sie gleich von außen aller Dinge ledig und Nichts habend angesehen werden ...

Da kehrt sich das Blättlein gerade um: Die haben dem Schein nach Nichts und haben und wissen doch Alles, wie Jene wiederum dem Schein nach Alles haben und wissen, und doch Nichts haben und wissen. Darum weiß die Welt nicht, wer reich oder arm, weise oder ein Narr ist ... O, es ist ein wunderbarlicher, verborgener Gott, der so wunderbar ist unter den Menschenkindern (Ps. 46, 64. Hiob 12), der alle Weltweisen und Reichen also zu Schanden und bei habenden Dingen zu Bettlern macht, ihrer Reichtümer spottet und alle verkehrten Menschenkinder also auf die Affenbank setzt. Aber wir verstehen uns nicht auf die Werke Gottes, wie sich Gott beklagt (Ps. 28. Jes. 5), sehen alle Dinge nur von außen an, wie es vor der Welt scheint, wie eine Kuh das Stadttor. Niemand will Gottes wunderbarliche Urteile verstehen, wie er mit der verkehrten Welt so verkehrt und verschlagen ist, daß Niemand weiß, wer reich oder arm, weise oder ein Narr ist, als die in Gott reich und weise sind ... Denn was in diesem Larvenreich der Welt nicht *scheint*, das gilt nicht. Ei, so hab' sie den Glanz, ein Anderer den Tanz, sie behalte das Wort und ein Anderer den Hort, daß sie allein das Geld zählen, wie ein Knecht bewahren oder mißbrauchen, die Kühe melken und Mühe und Arbeit haben — aber ein frommes, in Gott reiches Herz den Nießbrauch und den Mut vom Gelde habe, weil es Gott zum Geldschatz und Münzmeister habe, ob es gleich das Geld nimmer hat ... Jene sollen nun den Schein und Namen haben und Knechte darüber sein, diese aber den Nutzen, den Gebrauch und die Herrschaft. — Dieses ist ein verborgenes Stücklein, das Gott täglich mit der Welt spielt ... Denn Gott hat sich vorgenommen, ewig mit der Welt Widerpart zu halten und ihr den Schein zu lassen, selbst aber die Wahrheit und das Ding für sich und die Seinen zu behalten ...

Gott hält in allen Dingen der Welt Widerpart: das ist das Grundthema der Paradoxa und der gesamten Lebensphilosophie Francks. Das eben machte ihre Lebendigkeit aus. Sie ist voller Spannungen. Und überall sieht und dringt er durch den Schein und die Kulissen der Welt und Zeitlichkeit hindurch zu den wahren Wirklichkeiten. Dieses Durchschauen hat ihn auch schließlich zu dem Urteil geführt: „Die Welt ist Gottes Fastnachtsspiel.“ Kein Wunder, daß er auch mit der christlichen Welt so ernst und oft sarkastisch ins Gericht geht. Wir heben nur eine Probe heraus, eine unter unzähligen, die vorliegen würden:

Die Paradoxa 220—26 lauten:

Es ist kein glaubender Mann auf Erden — Glauben und Theologie sind mehr eine Erfahrung als Kunst — Wenige glauben wirklich, was sie glauben — Die alles glauben, glauben garnichts — Die Welt traut Gott nur gar zu sehr — Die Lügen kann man nicht glauben, der Glaube ist Sache der Wahrheit, nicht der Lüge — Der Welt Glauben ist ein rechter Unglaube.

Nachdem er hier kurz betont: „Es ist ein treuer, seltener Phönix um einen gläubigen Mann, der Gott ergeben ist in seiner Entblößung und Entkleidung von allen Abgöttern auf Gott allein steht, so daß Christus selbst (Luk. 18, 8) in Zweifel stellt, ob er bei seiner Wiederkunft einen finden werde“, be-

spricht er im Anschluß an ein Wort von Staupitz, „daß alle Dinge, die nicht anders als in einer empfindlichen Erfahrung erkannt werden, ein Mensch vom andern nicht lernen kann" — in einer höchst anschaulichen und konkreten Ausführung die Notwendigkeit des Erfahrungs- und Kreuzeswegs, den Gott uns führt:

Damit treibt er uns zu sich, gewinnt uns das Herz ab, daß wir uns ihm ergeben. Dann hilft er uns gewaltig, daß wir die Wunder, Treue, Liebe und Kraft Gottes erfahren und verursacht werden in Nöten, ihn weiter anzurufen ..., und wird Gott uns also heimlich verwandt und erkannt durch tägliche Not, Uebung und Praktik, daß wir ganz in eine Bekanntschaft mit ihm kommen ... Also allein wird der Mensch gläubig, also sind gläubig geworden Isaak, Jakob, Moses und Alle, die je Gott gefallen haben, durch viel Trübsal, wie auch Abraham, versucht durch viel Proben und Kreuz, ein Freund Gottes geworden ist (Judith 8). Wer aber nichts versucht hat, was kann der wissen? Von einem Land und Krieg kann Niemand recht sagen, als wer darin gewesen ist ...

Ferner aber, daß Wenige glauben, was sie glauben, ist oben gehört worden. Die Welt glaubt eben das nicht, was sie glaubt. Es bezeugt das auch die ganze Welt mit der Tat. Denn wer ist, der nicht von Gottes Güte und Sorge singe und sage, wie er uns alle ernähren und bewahren wolle, beides an Seele und Leib, daß uns kein Leid soll widerfahren. Man sieht aber an unserem Leben, Scharren, Geizen, Sichquälen und Laufen wohl, wie wir Gott die Rach und die Sorge lassen; wie wir ihm ergeben ihm allein anhangen; daß man je greifen muß, daß wir nicht glauben, sondern nur vorgeben, sagen und erscheinen wollen, daß wir es glauben. Unser Leben spricht Nein dazu und zeugt viel anders, nämlich, daß uns unser Unglaube zu den Augen herausscheint, den man an Früchten spürt und ja am Gang, an den Geberden und am Angesicht uns ansiehet ...

Nun diejenigen, die liederlich alles glauben, was man ihnen Gutes vorsagt ..., ja sie, die alles annehmen, was dem rechten geistlichen Samen Abrahams verheißen ist, und die alles glauben, was man nur will, die glauben eben garnicht. Denn ihr Dienstglaube ist ein anerzogener und eingeredeter Wahn, den sie der großen Menge und dem Brauch zu Liebe mit heucheln ... Angefochten aber in der Zeit der Not, damit sie Früchte bringen sollten in Geduld und ihren Glauben beweisen, so geschieht das nicht. Sie fallen ab und erscheinen nirgends (Luk. 8). Darum sei gewiß: wenn du einen siehst, der Alles allenthalben glaubt, daß der gewißlich Nichts glaubt und ein ungläubiger Mann ist. Der Glaube ist des inneren Menschen Gesicht und Gewißheit, die er gewisser weiß, als was vor seinen leiblichen Augen steht, und darum bleibt er auch darauf in Todesnöten ...

Da nun der Glaube die Gewißheit unsichtbarer, selbständiger, wahrhaftiger Dinge ist, die der Geist Gottes allein anträgt, zeigt, lehrt, zu erkennen gibt und versiegelt, darum kann man die Lüge nicht glauben, noch in Nöten dabei bestehen und Früchte bringen in Geduld. Heuchelei geht wohl bis zum Feuer, aber nicht hinein. Der heilige Geist versichert das Herz mit keiner Lüge, er läßt die Lüge auch nicht haften, sondern sie schwebt allein im äußeren Menschen, hat kein Siegel oder Unterpfand, darauf man sterben mag, besteht auch nicht in der Probe ... Keiner kann glauben, daß er Gotte in seinem sündlichen Leben gefalle und mitten in seinen Sünden einen gnädigen Gott habe, wenn er nicht in der Buße davon absteht ... Darum kann man die Lüge nimmer glauben, und es ist der Welt Glaube nichts als eine Lüge und Unglauben in den Augen Gottes ...

Franck ist es bitterer Ernst mit dieser Bekämpfung des heuchlerischen Glaubens und Namenchristentums. Er kann darin ganz konkret werden und scheut nicht davor zurück, mit der Bergpredigt und der Ethik Jesu ganzen Ernst zu machen. Er tut das z. B. in dem Paradoxon 186: „Alle Dinge verkaufen ist ein gemein Gebot und nicht ein bloßer Rat" oder 153: „Das Gemeine ist rein, das Dein und Mein unrein", oder 154: „Der Ueberfluß ist ein unrecht Gut" oder 155: „Die Liebe fastet, um einen Gast haben zu können." Lehrreich ist dabei, wie er da das Prinzip und seine Anwendung in der Welt, wie sie ist, verständig und besonnen mit einander vermittelt.

Zum 153. Paradoxon bemerkt er:

Wir sollten wohl alle Dinge gemein haben, wie gemeinen Sonnenschein, Luft, Regen, Schnee und Wasser, wie Clemens (Ep. 5) anzeigt. Da aber der Menschen Bosheit das Gemeinsame nicht konnte mit Liebe besitzen und teilen, hat es die Not erfordert, das Gemeinsame (das jetzt bei den Unreinen unrein werden wollte) zum Eigentum zu machen und unter die Menschen zu teilen ... Darum ist denn allein das Gemeinsame und Gemeinnützige, wie Gott allein, rein, und das Eigene, Eigennutz und Eigentum hat noch heute einen bösen Klang in aller Menschen Ohren, denen er noch natürlich innewohnt und durch den Finger Gottes eingeschrieben ist in ihr Herz, daß alle Dinge gemein und unzerteilt sein sollten. Wieviel Kinder sind in Eines Vaters Haus, die besitzen ein gemeinsames, unzerteiltes Gut ... Daher hat der heilige Geist in der ersten Kirche, in seiner reinen Gemeinde, alle Dinge gemein gehabt (Apostelg. 2, 4), wie sie denn Communio, d. i. eine Gemein Gottes genannt ward ... Jedoch achte ich, daß kein strenges Gebot dagewesen und frei in ihre Willkür gesetzt sei, wie man bei Paulus in Kollekten (2. Kor. 8, 9) abnehmen kann, da er Niemanden ein Gesetz geben will. Denn da sie unter die Heiden verstreut worden sind, die nicht mit ihnen Gemeinschaft haben wollten, sondern ihr Eigenes, hat der heilige Geist den Christen, achte ich, auch ihr Eigenes zugelassen, doch also, daß sie es ohne Eigentum besitzen, als besäßen sie es nicht, und daß sie nichts Eigenes oder Verborgenes haben für ihre benötigten Brüder, welches sie nicht mit ihnen gemein haben ... Und es steht mit einem Christen eben unter den Heiden wie mit einem frommen Kinde, das unter vielen Brüdern in einem Hause ist und gerne alle Dinge mit seinen Brüdern gemein hat und allweg haben will, die Brüder aber wollen nicht, so muß es [das Kind] auch einen Teil und ein Eigenes haben wider seinen Willen. Also wollten die Christen gern, es wäre Jedermann gesinnt wie sie, so wollten sie gerne nichts Eigenes, sondern alle Dinge gemein haben; so müssen sie ja doch Eigenes haben, denn die Welt will nichts mit ihnen gemein haben, ja sie hat das Gemeine umzäunt: doch ist ein Christ also gesinnt, daß er nichts Eigenes hat in seinem Herzen, das er nicht in Nöten mit seinen Brüdern gemein habe (Jak. 2; 1. Joh. 3).

Zu dem 154. Paradoxon aber: „Der Ueberfluß ist ein unrecht Gut" bemerkt er, nachdem er die evangelischen und apostolischen Beweissprüche hierfür aufgeführt, am Ende wehmütig sarkastisch:

Das wird die Welt glauben und tun, wenn sie nicht mehr Welt ist. Wenn Einer Tag und Nacht jubiliert, spielt, ein Bube ist, Mutwillen treibt, und Einer leer wird, daran Zwanzig genug hätten, so spricht er dann, er habe das Seine verzehrt; was es Jemand angehe, es koste sein Geld, während er doch den Neunzehn die Nahrung gestohlen hat und seinem Nächsten als ein unrecht Gut vorbehält und also von der Armen Schweiß, denen der Ueberfluß und Mammon gehört, wohllebt. Leben und bloße Notdurft ist uns von Gott erlaubt. Was wir Weiteres tun, das geschieht von dem ungerechten Mammon und armer Leute Schweiß und Blut (deren Vögte und Spitalpfleger wir sein sollten, weshalb uns Gott soviel gegeben, befohlen und zugeschüttet hat mit Segen).

Es sei genug mit diesen Proben, die einen Eindruck geben mögen von der Entschiedenheit und dem Lebensernst des Verfassers der Paradoxa.*) Man ersieht daraus, daß es nicht zufällig ist, wenn er seine Lebensphilosophie gerade in die Form von Paradoxen, von Antithesen gegossen hat. Aber noch ein Anderes wird daraus erhellen: Wie ganz anders steht er vor unserem Auge da, als in dem Urteil Luthers, der seiner Zeit sagen konnte, „er achte den Beelzebub Franck nicht wert, wider ihn zu schreiben", und hofft, „dieses bösen Menschen Schriften werden, sonderlich bei Christenleuten, von sich selbst in kurzem untergehen, wie der Fluch eines zornigen bösen Menschen"! Das ist uns ja geschichtlich und psychologisch verständlich. Geschichtlich: denn da stand Partei gegen Partei, Programm gegen Programm. Und psychologisch: denn Luther hatte das Temperament dazu, in Liebe und Haß gleich stark zu sein. Aber in unserem Urteil steht Franck anders da. Seine Ehre ist gerettet und seine Gedanken sind nicht vergangen „wie der Fluch eines bösen Menschen". Ja noch mehr, nach dem, was Hegler (S. 269 f.) von dem Urteil Francks über Luther in seiner „Ketzerchronik" mitteilt, worin er einerseits Luthers Prinzip gegen seine Praxis ins Feld führt und von dem späteren Luther an den früheren appelliert, andererseits ihm in jeder Weise gerecht zu werden sucht — muß man bei dem Aufeinanderprallen dieser zwei Geister im Punkte der Objektivität und Sachlichkeit dem bescheideneren Manne vor seinem riesengroßen Gegner die Palme reichen.

Und Eines darf darum noch gesagt werden: es wäre dringend zu wünschen, daß von den größeren, bedeutenderen theologischen Werken Francks, z. B. der „Güldenen Arche" und dem „Verbütschierten Buch" — die im Buchhandel fast nicht mehr oder nur zu unerschwinglichen Preisen zu haben sind — neue Ausgaben erscheinen würden. Der Mann ist es wert, daß er der Vergessenheit ganz entrissen wird. Er hat uns noch Vieles zu sagen.

Johannes Herzog

*) Noch einmal sei zum Schluß darauf hingewiesen, daß die Paradoxa bei Eugen Diederichs in Jena 1909 neu erschienen sind. 404 S. 8,50, gebunden 10 Mk.

Neues Jahr im Himalaya

Man wird unachtsam gegen Sitte und Herkommen auf Reisen, in Anspruch genommen von neuen Eindrücken. Wir vergaßen ganz, uns ein glückliches neues Jahr zu wünschen,

als wir in unserm Coupee vom Schlaf der ersten Nacht des Jahres 1912 erwachten. Es war auf der Station Jalpaiguri, der Aufwärter des Bahnhofsrestaurants weckte uns, um uns den Frühtee anzubieten, und wir waren so beflissen, in die Kleider zu kommen und den Tee zu uns zu nehmen, daß der Gedanke an das Neue Jahr völlig untertauchte. Später natürlich meldete er sich, und der ganze Reiz, der darin lag, mit diesem Neujahrstage grade in die neue Wunderwelt der höchsten Berge der Erde eingeführt zu werden, kam uns zum Bewußtsein.

Um 7 Uhr etwa erreichten wir die Station Siliguri. Hier hat der Reisende den bisherigen Zug zu verlassen, denn jetzt beginnt die Bergbahn des Himalaya. Eine Frühstückspause wird eingeschoben. Mit uns am Tische des Eßzimmers saß eine sonderbare tibetanische oder nepalesische Gruppe, vornehme Leute offenbar, ein älterer Herr, dessen Gesicht eine große Hasenscharte stark entstellte, ein paar jüngere Männer, von denen einer sein Sohn zu sein schien, und einige Frauen, höchst phantastisch aufgeputzt, besonders mit einem malerischen Kopfputz. Später begegnete mir dieselbe Gesellschaft, in großem Aufzuge, in Darjeeling wieder, und ich erfuhr, daß es der Rajah von Sikkim sei, der dem Durbar in Delhi beigewohnt hatte und jetzt in seine Berge zurückkehrte. Der Sohn ist zu seiner Erziehung fünf Jahre in England gewesen. Wie ihm die Heimkehr in diese asiatische Umgebung wohl geschmeckt haben mag? Der Aufenthalt in westlichen Ländern setzt manche vornehme Asiaten unangenehm zwischen zwei Stühle.

Die Himalaya-Bergbahn überrascht zunächst ein wenig durch die Kleinheit der Wagen und der Lokomotive. Das Gleis hat nur zwei Fuß Spurweite. Sie folgt im ganzen einem schon früher angelegten chaussierten Wege und windet sich mit dieser Fahrstraße in mannigfaltigster Weise an den Abhängen des Gebirges hinauf, ohne auch nur ein einziges Mal durch einen Tunnel zu führen. Für den Reisenden ist diese Art der Anlage natürlich im höchsten Maße faszinierend. Man sitzt in Wagen, die nach beiden Seiten offen sind (nur für Damen sind an den Seiten geschlossene Coupees vorhanden), und der Blick schweift unbehindert umher, während der Zug sich fast mit jeder Minute irgendwie dreht und wendet, als ob er unermüdlich den Insassen neue Aussichten bieten wolle. Die Entfernung von Siliguri bis Darjeeling beläuft sich auf etwa fünzig englische Meilen, und die Geschwindigkeit des Zuges beträgt höchstens zehn Meilen in der Stunde; man braucht also im ganzen gegen fünf Stunden und ist mittags 1 Uhr am Ziele.

Die ersten sieben Meilen fährt man noch durch ebenes Terrain. Dies ist das sogenannte Terai, ein eigentümlich charakterisierter Streifen Landes, der sich am ganzen Südrande des Himalaya vom Sutlej bis zum Brahmaputra in einer Breite zwischen zehn und dreißig englischen Meilen hinzieht, die Ebene von dem Gebirge trennend. Terai ist ein persisches Wort und bedeutet „feucht". Es ist eben ein sumpfiges, mit Dschungelwald bestandenes Gebiet, sehr ungesund für Europäer, obwohl die dort ansässigen Eingebornen, die Mechi, sich diesem Malariaboden so akklimatisiert haben, daß sie sich dort wohler fühlen als irgendwo sonst. Das Terai gehört politisch nicht zu den englischen Provinzen, sondern zu den Gebirgsstaaten des Himalaya. In diesem Grenzstrich der indischen Ebene hat die Stadt Kapilavastu, der Geburtsort des Buddha, gelegen. Jede Spur des denkwürdigen Platzes ist freilich heute verschwunden.

Das ganze Terai mag zur Zeit des Buddha wohl ein anderes Aussehen gehabt haben und wird nicht oder doch nur sehr teilweise das heutige sumpfige Urwaldgebiet, das Heim von Tigern und Leoparden, Elefanten und Rhinozerossen, gewesen sein. In neuester Zeit gewinnt die Teekultur hier Boden und beginnt Klima und Charakter des Landes günstig umzugestalten. Vielleicht wird es in dieser Richtung noch sehr vorwärts gehen.

Nachdem das Terai durchquert ist, beginnt der Anstieg in die Berge des Himalaya. Die Bahn hebt sich um ungefähr 1000 englische Fuß in der Stunde. Der Zug beschreibt häufig Schlingen (loops), indem er sich in entgegengesetzte Richtung wirft, oder die Maschine treibt ihn, nach kurzem Anhalten rückwärts fahrend, parallel mit der bisherigen Richtung eine Strecke weit zurück und dabei höher hinauf, bis ein neuer Ausgangspunkt für die Vorwärtsbewegung gefunden ist. Drunten liegt die weite Ebene, mattgrau und ungeheuer, außer den dunklen Linien der Stromläufe wenig Einzelheiten mehr aufweisend, aber beständig das Gefühl der Erhobenheit gegenwärtig haltend. Um uns her Bergkuppen in allen Formen und Größen, einige wolkenumschwommen, in den Klüften Bäche und Flüsse hinabrauschend, oft in spritzenden Wasserfällen. Die Berge sind reich mit Vegetation bedeckt, die natürlich je nach der Höhe im Charakter wechselt. In den Lichtungen zeigen sich die Teepflanzungen und hübsch gebaute Plantagenhäuser, die bis Darjeeling hinaufgehen. Die Pracht der Baumschönheit und des Pflanzenwuchses war auch jetzt, im Winter, sehr eindrucksvoll und immer von neuem fesselnd, Palmen, Mandelbäume und gewaltige Rhodondendren, in den tieferen Regionen noch mehr an tropisches Klima erinnernd, weiter in der Höhe die ganze Flora mehr unserm heimischen Laubwald ähnelnd, nur daß die wie Palmen aussehenden Riesenfarnen ein exotisches Element dazwischen mischten.

Man hatte uns vor der Kälte gewarnt, die wir weiter oben in den Bergen spüren würden. Nun, der Gegensatz gegen die glühenden Tage, die wir letzthin in Bangkok, Singapore und Penang, selbst noch in Rangoon und Kalkutta ertragen hatten, war freilich stark. Immerhin empfanden wir die niedrige Temperatur nicht so unangenehm. Auf der ganzen Bahnstrecke und im ganzen sichtbaren Umkreise lag ja auch noch nirgends Schnee. Zweimal aber sahen wir in der Ferne doch schon die weißen Häupter der Zentralkette des Himalaya über die Vorberge herüberleuchten mit ihrem ewigen Schnee, das erste Mal ganz kurz in der Rosenfarbe des Sonnenaufgangs vor Siliguri, das zweite Mal hinter Kurseong, im letzten Drittel der Fahrt. Der Eindruck war, selbst aus solcher Entfernung, mächtig und besonders überraschend die Höhe, in der die Schneegipfel erschienen. Sie schwebten wie über der Erde. Doch bald sollten sie noch ganz anders zu uns sprechen.

*

Der Ort Darjeeling, 2184 Meter hoch auf dem Scheitel und an den Wänden eines nordsüdlich gestreckten Höhenzuges weit verstreut gelegen, beherrscht den Blick auf eine der gewaltigsten Berggruppen des zentralen Himalaya, nämlich auf den Kangchenjunga mit seinen Nachbarhöhen Juna und Kabur sowie mehreren Ketten, die sich quer nach Osten und Südosten hin durch Sikkim ziehen. Die höchste Erhebung des Himalaya, der Mount Everest (8840 Meter) ist nicht direkt von Darjeeling, wohl aber vom Tigerberge in der Nähe des Ortes zu sehen. Indes ist der Kangchenjunga (8582 Meter) nur um ein so Geringes niedriger als der Mount Everest und seine Formen sowie seine Umgebung sind von solcher Großartigkeit, daß man wohl mit ähnlichen Empfindungen vor ihm stehen mag, wie wenn man vor der höchsten Erhebung der Erdoberfläche stände. Der Eindruck läßt sich mit Worten nicht annähernd wiedergeben. Aber zugleich kann doch Keiner, meine ich, der dies gesehen hat, davon schweigen.

Wir hatten mit unserm Besuch eine sehr günstige Zeit getroffen. Darjeeling war still und leer. Der große Strom der regelmäßigen Besucher von Kalkutta und ganz Bengalen her kommt überhaupt nicht in diesen Wintermonaten. Die fremden Touristen aber wurden in diesen Tagen durch die Anwesenheit des englischen Königs in Kalkutta und die dortigen Festlichkeiten (denen wir leichten Herzens abgesagt hatten) in der Hauptstadt festgehalten. So stieß man nicht überall auf Menschenmassen, sondern konnte mit der Natur allein sein. Das Wetter war das denkbar beste: klare, mäßig kalte, ruhige Luft, häufig völlig wolkenloser Himmel.

Man wandert auf der Mall, der Hauptstraße von Darjeeling, dahin, bis sie um den Observatory Hill herumbiegt, und gelangt an die Stelle, wo der Baumbestand an der Straße durch eine Lichtung unterbrochen wird. Schon vorher schimmerten die Schneeriesen leuchtend durch das Baumgrün, hier liegen sie offen vor dem Blick. Tritt man zum ersten Mal hierher, so

muß wohl die meisten Menschen etwas noch von dem Empfinden durchziehen, das unsre Vorfahren ältester Zeit die Berggipfel religiös verehren ließ: Ehrfurcht und Anbetung weckt dieser Anblick.

In dem grünen Vordergrund zu unsern Füßen lebt das Idyll. Ueppiger Baumwuchs, freundliche Villen und einige Bhutiahütten, gepflegte Wege, ein entzückender Naturpark. Dahinter wird die Natur ernster, gehaltener. Breite Bergrücken schieben sich kräftig in- und durcheinander, wie im Kampfe zusammengeprallt, schmale Kämme spannen sich von einem zum andern hinüber, schwarze Abgründe daneben. Jenseit dieses Durcheinanders verhüllt sich das Gebirge. Eine breite Schicht in undurchsichtigem Blaugrau erhebt sich, wie eine Gegend, wo die Gebirgsmassen sich in Rauch aufgelöst haben. Ueber dieser mystischen Region aber, wie von Opferdampf getragen, erscheinen oben am Himmel groß und stark und rein, mit unvergänglichen Linien ans Firmament gezeichnet, die Schneeberge. Sie liegen so fern, wie etwas Ueberirdisches, und doch so scharf und klar, daß man jeden Knick in den Felsen, jede Rille im Schnee meint sehen zu können. Als ob der Ewige dort die strahlend reinen Zelte seiner Wohnung aufgeschlagen hätte, so breiten diese weißen Wände und messerscharfen Grate sich hin. Blau spannt der Himmel sich darüber, und die krispe Frostluft, welche der Sonnenschein mildernd durchflutet, scheint in ihrer erquickenden Lauterheit gradeswegs von jenen Wunderhöhen ausgeatmet zu sein.

Der breit ausladende Kangchenjunga selbst, auf den ersten Blick als der Monarch dieses Gebirgsreiches erkennbar, ist von vier auch sehr hervortretenden Berghäuptern umgeben, die wie Vasallenfürsten zu seinen Seiten stehen, links, nach Westen, der Janu und der Kabur, rechts (Osten) der Pandim und der Narsing. Von ihnen allen liegt der Janu allein im Gebiete von Nepal, der Kangchenjunga selbst sowie der Kabur liegen auf der Grenze von Nepal und Sikkim, die andern zwei gehören zu Sikkim. Sie erscheinen wie ziemlich in derselben Entfernung, obwohl tatsächlich der Abstand natürlich beträchtlich verschieden ist. Der Kangchenjunga ist 45 (englische) Meilen von Darjeeling entfernt, der Janu 46, der Kabur 40, der Pandim 36, der Narsing 32 Meilen. Eine Expedition von Darjeeling bis an den Fuß des Kangchenjunga ließe sich in vier Tagen ausführen.

Die schneeige Kette bricht nach Westen zu über den Janu hinaus ziemlich bald ab; nach Osten hin erstreckt sie sich in sehr beträchtlicher Länge, Gipfel neben Gipfel in wimmelnder Mannigfaltigkeit sich drängend, alles Höhen von 3000 bis 6000 Meter, obwohl sie gegen die Riesen des Mittelpunktes einigermaßen wegfallen. Das sind Gebirgszüge, die in verschiedenen Streichungen durch Sikkim und durch jenen Zipfel von Tibet hingehen, der sich zwischen Sikkim und Bhutan hineinstreckt.

So analysiert man sich den Anblick. Aber das tut man erst nachträglich. Zunächst ist gar kein Gedanke daran. Das Ganze steht wie ein einheitliches Kunstwerk allerhöchsten Ranges vor einem, dem man ohne weiteres erliegt. Herzbewegende Schönheit zugleich und unnahbare Majestät, ein wortloses Staunen darüber, daß so etwas aus dem einfachsten Arbeiten der Naturkräfte hervor sich bilden kann. Denn was ist es im Grunde? Aufgetürmte Erdrinde, Schnee und Eis darüber gebreitet, Wolken, Himmel, die primitivsten Naturprodukte und Naturkräfte. Aber ein Etwas blickt uns in diesem Ganzen an, das sich unauslöschlich fürs Leben in unser Empfinden eingräbt. „Was mag man noch auf der Erde suchen, wenn man dies gesehen hat?“ sagte ein Amerikaner zu mir, der eben von dem Anblick herkam.

Uebrigens ist das Aussehen des Bildes in Einzelheiten sehr verschieden nach Tageszeiten und Beleuchtung. Jene schattenhafte Schicht, die, als ich das Wunder zum ersten Male sah, die Schneeberge wie schwebend zu tragen schien, war zu andern Zeiten klar und zeigte sich als ein kolossales, von glänzenden Rinnen durchfurchtes Fundament des Eispalastes. Wolkenbildungen fügen reiche Variationen hinzu, bald graziös wie zarter Rauch die Gipfel umspielend, bald flutende Massen wie ein unruhiges Meer durch die Täler schiebend und den ganzen Vordergrund verhüllend. Dann thront die „Wohnung des Schnees“ da drüben wie eine Insel im Weltenraum, auf dem Aether treibend.

Das Eigenartigste bieten natürlich die Sonnenauf- und -untergänge. Um sie recht zu genießen, besteigt man am besten den Observatory Hill, wohl die freieste Aussicht in Darjeeling selbst. Der Kangchenjunga liegt nördlich, also bekommt er sowohl von der aufgehenden wie von der untergehenden Sonne nur Licht aus der Ferne, was für das Farbenschauspiel besonders vorteilhaft ist. Wenn die Berge des Vordergrundes gegen Sonnenuntergang in Fluten von blauem Duft ertrinken, wenn auf den niedrigeren Schneegipfeln des Ostens der Rosenschein des Abendrots seinen feinen Schleier ausbreitet, während der Kangchenjunga mit seinen Riesennachbarn noch in blendend weißem Sonnenlichte steht, wenn dann allmählich dies blendende Weiß in ein leises Gelb, darauf in ein Rotgelb übergeht, bis zuletzt, da die Vorderberge bereits vom Dunkel des Abends zugedeckt werden und die niedrigen Schneeketten wieder in Weiß, aber im frostig öden Weiß der Nacht daliegen, der grandiose Mittelpunkt über und über auflodert in purpurnem Schein und über die ganze weite Erde weg als der Letzte und Höchste unter den Irdischen der scheidenden Sonne ins Auge schaut, — wer dem still von seiner Warte aus zusehen durfte, der weiß, daß er eins der Meisterstücke, der ganz seltenen Meisterstücke des ewigen Bildners vor Augen gehabt hat.

Der Sonnenaufgang ist nicht minder herrlich. Ihn sahen wir gleich am Morgen nach unsrer Ankunft von dem etwa zwei Stunden entfernten noch etwa 420 Meter höher als Darjeeling aufsteigenden Tiger Hill. Um $^1/_2$4 Uhr morgens, das heißt in tiefer Nacht brachen wir auf. Die tausend elektrischen Straßenlichter des über den ganzen Höhenzug ausgebreiteten Ortes boten ein reizendes Bild in dem Dunkel, von oben blitzte ein klarer Sternenhimmel. Dann kam allmählich das langsame Aufwachen der Welt. Leichte Morgenwinde bliesen, und mit jedem Hauch schien ein Vorhang der Finsternis mehr hinweggeweht zu werden. Als wir noch eine Viertelstunde von der Spitze des Tiger Hill entfernt waren, färbte sich der Osten schon so lebhaft, daß wir zu spät zu kommen fürchteten; aber wir trafen noch im rechten Momente ein, um das Farbenwunder in seiner ganzen Fülle betrachten zu können. Grade ging der volle Glanz der Morgenröte über den Kangchenjunga und seine Umgebung dahin, während die breite Kette der weißen Gipfel völlig frei von Wolken und Nebel, in greifbarer Deutlichkeit sich uns darstellte. Hier auf dem Tiger Hill aber richtet sich das Auge des Beobachters sehr bald weiter nach Westen, denn von dieser Stelle hat man bei klarem Himmel einen Ausblick auch auf den Monnt Everest, den Allergrößten der Erde. Und wirklich, da stand er, mit ein paar Begleitern gerade über all die dazwischen liegenden Bergmassen herübersehend. Der Anblick ist an sich viel unbedeutender als der des Kanchenjunga, und nur wenn man sich die Entfernung vergegenwärtigt, wird einem klar, was das für ein Riese sein muß, der von dorther über die mächtigsten Hindernisse hinweg uns sich zeigen kann. Schön aber war es, wie das Feuer des Morgenrotes, nachdem es auf dem Kanchenjunga fast verblichen war, allmählich bei dem Mount Everest, der ja bedeutend westlicher liegt, wieder zum Vorschein kam und ihn voll übergoß. Die Worte aus Goethes Faust folgten mir an diese Stelle:

Hinaufgeschaut! — der Berge Gipfelriesen
Verkünden schon die feierlichste Stunde,
Sie dürfen früh des ewigen Lichts genießen,
Das später sich zu uns herniederwendet —.

*

Auch bei Mondschein bin ich umhergewandelt auf den Bergwegen von Darjeeling und habe den Schnee der fernen Höhen im blassen melancholischen Lichte der hellen Nacht betrachtet. Das sind wieder ganz andere Eindrücke, und andere Gedanken werden dabei wach. Aber ich habe wohl längst genug „Natur geschwärmt“, ich will nicht auch noch „Mondschein schwärmen“. Fühlt man es doch auch nur allzusehr bei solchen Gaben wie diese Neujahrsgabe, die mir geschenkt wurde, daß ein ernstes und unbeugsames Gesetz eine Menge der wichtigsten und

tiefsten Erlebnisse in das Innre des einzelnen Menschen einschließt und verbietet, sie weiterzugeben. Was man davon sagen kann, ist Stammeln, der eigenen Erfahrung bei weitem nicht Genüge tuend, Anderen aber nur entfernt andeutend, wovon Augen und Herz voll gewesen sind.

Heinrich Hackmann

Für und wider die Sozialdemokratie

Vor Jahresfrist hat der Herausgeber der Christlichen Welt unter den Freunden der Christlichen Welt eine vertrauliche Umfrage veranstaltet über das, was sie für und wider die Sozialdemokratie auf dem Herzen hätten. Sehr zahlreich sind die Antworten*) nicht grade eingegangen — wohl ein Beweis dafür, daß trotz der heißen politischen und wirtschaftlichen Kämpfe die Sozialdemokratie von unsren christlichen und kirchlichen Kreisen noch immer nicht als ein auch sie tiefinnerlich berührendes Problem angesehen wird. Das bestätigt ja auch ganz ausausdrücklich Pfarrer Schneemelcher in seiner Besprechung der Danziger Tagung des Evangelisch-sozialen Kongresses, wenn er dort schreibt:

> Muß es denn immer die Sozialdemokratie sein, die heimlich oder offen den Hintergrund bildet zu dem, was wir erörtern? Ich meine, Danzig hat uns gerade gezeigt, daß es noch genug andere Dinge in der Welt gibt, die ins Soziale gehören und eine soziale Erörterung verlangen. Wir wollen uns hier selber nicht zum Schaden der Freiheit und Weite unseres Blickes, unserer Betrachtung unbillig einengen. Die Sozialdemokratie kann für einen Evangelisch-sozialen Kongreß immer nur ein Problem unter vielen anderen sein, und sie ist nicht allen unter uns in gleicher Weise interessant, wie vielen unserer jungen Freunde . . . (Evangelisch-Sozial, 1911, S. 227 f.)

Wenn der Generalsekretär des Evangelisch-sozialen Kongresses so schreibt, so wundert einen allerdings die innerliche Gleichgültigkeit weiter christlicher Kreise gegenüber der Sozialdemokratie nicht mehr so sehr. Um so notwendiger aber scheint es uns, an Hand jener Antworten das Für und Wider die Sozialdemokratie aufs neue zur Diskussion zu stellen.

1

Es ist ja an sich schon eine bemerkenswerte Tatsache, daß die Frage überhaupt so gestellt werden konnte. Denn die Zeit liegt noch nicht so weit zurück, wo es in unsern christlichen und nationalen, ja überhaupt in allen „anständigen“ Kreisen für selbstverständlich galt, daß man nur wider die Sozialdemokratie Stellung nehmen dürfe. Auch heut noch nimmt natürlich dies „Wider“ einen breiten Raum in den eingegangenen Antworten ein. Und es ist ja ohne Zweifel wahr, daß die heutige Sozialdemokratie bei jedem national und christlich empfindenden Menschen oft genug den schärfsten Widerspruch herausfordert. Wer an die einstige Ohnmacht und Zerrissenheit des deutschen Volkes denkt und an das Verdienst, das sich das monarchische Regime um die Einheit des Reiches erworben hat, der wird die ungeschichtlich-radikale Kritik der Sozialdemokratie an Kaisertum und Monarchie nur bedauern können. Auch wer einer Minderheitspartei das taktische Recht einer weitgehenden Opposition gegen die augenblickliche Regierung zugesteht, wird die Einseitigkeit verurteilen, mit der hier Heer und Marine, Kolonial- und Sozialpolitik bekämpft wird, und durch die sich die Sozialdemokratie bewußt von aller fruchtbaren Mitarbeit ausschließt. Daß der grundsätzliche Klassenkampf der Klassenpartei die Einheit des Volkskörpers aufs schwerste gefährdet, liegt offen zu Tage; ebenso daß dadurch die politische Reaktion immer wieder sehr dankbaren Agitationsstoff bekommt.

Schwerer noch als die politischen Bedenken wiegen für uns die moralischen. Die Gefahren aller Organisation für die Freiheit und Selbständigkeit der Persönlichkeit treten bei der Sozialdemokratie besonders schroff hervor. Wenn der Deutsche sowieso zu einer gewissen Autoritätsgläubigkeit und Unfreiheit nach oben neigt, so ist die sozialdemokratische Parteidisziplin und der marxistische Dogmatismus jedenfalls nicht geeignet, dem abzuhelfen. Weh muß es jedem Volksfreunde tun, bei diesen Vorkämpfern des Fortschritts so oft der alten Jesuitenmoral zu begegnen, die dem Gegner gegenüber unbedenklich alle Mittel anwendet. Wer die sozialdemokratische Presse liest und Versammlungen dieser Partei besucht, weiß, wie viel an Entstellung und Verleumdung Andersdenkender, der Kapitalisten und Unternehmer, der Regierung und der bürgerlichen Gesellschaft dort vorkommt. Dadurch wird vielfach eine Unzufriedenheit und Verbitterung erzeugt, der dann auch die Freude an Arbeit und Beruf leicht zum Opfer fällt. Ueber dem Kritisieren der bürgerlichen Moral geraten oft genug die das Familienleben schützenden Grenzmarken der Moral überhaupt ins Wanken. Kurz, viele große und edle moralische Errungenschaften aus der Vergangenheit werden von der ungestümen sozialdemokratischen Sturmflut mit fortgespült.

Auch das innere Verständnis für Kirche und Religion. „Die Sozialdemokratie ist unsre Religion“ heißt es dort oft genug. Mit dem schärfsten Gericht an allen erdenklichen Schwächen und Sünden der Kirche verbindet sich so gern ein giftiger, anmaßender Spott über alles Göttliche, Geistliche, Ewige. Das aber bedeutet eine große geistige Verarmung, die durch alle intellektuellen Interessen, durch glänzende technische Kenntnisse und äußerliche Durchforschung der Sinnenwelt nicht ausgeglichen werden kann. Und so ist es nur zu begreiflich, wenn viele Volksfreunde mit Sorgen den wachsenden Einfluß der Sozialdemokratie auf die breiten Massen beobachten. Sie haben zu viel wider sie auf dem Herzen.

2

Nun mehren sich aber in den letzten Jahren die Stimmen derer, die daneben doch allerhand Lichtseiten an der Sozialdemokratie entdecken, die jedem Wider ein Für entgegenzusetzen haben. Man findet, daß die Sozialdemokratie eigentlich doch viel zur Auffrischung und Erneuerung unsres politischen Lebens getan habe. „Die Art, wie das Volk von Polizeimenschen und Landräten behandelt wird, ist so unwürdig, daß man mit Fäusten drein schlagen möchte.“ Das aber tat der brave Bürger bisher nie. Auch der Liberalismus ballte wohl die Faust in der Tasche oder schimpfte am Biertisch und in der Zeitung. Aber zu einer tatkräftigen und wirkungsvollen Opposition hat er es nicht gebracht. Diesen Dienst leistet nun oft genug die Sozialdemokratie, die mit scharfem Feindesauge jede Ungerechtigkeit des heutigen Systems entdeckt und sie dann auch öffentlich brandmarkt. Ganz besonders hat sie den werdenden vierten Stand eigentlich erst entdeckt und politisch erweckt. Wenn heute fast alle Parteien sozial sein wollen, so ist dies das Verdienst der Sozialdemokratie, von der sie alle sozial befruchtet worden sind. Ohne die sozialdemokratische Arbeiterbewegung gäbe es auch keine nationale und christliche.

Gar nicht zu unterschätzen sind doch auch die von der sozialdemokratischen Bewegung geschaffenen moralischen Neuwerte. Oder ist die Erweckung der bisher rein patriarchalisch geleiteten Massen zu eigenem politischen Denken und Handeln nicht ein respektables Stück Erziehungsarbeit? Die auch vor Opfern und Verfolgung, besonders in der früheren Zeit nicht zurückschreckende Hingabe an ein hohes Zukunftsideal, die tatsächliche Solidarität, die rastlose Organisationsarbeit, das sind sittliche Leistungen, Kulturwerte, die auch dem Gegner Achtung abnötigen. Durch Vorträge und Bildungskurse, durch gute Feuilletons und wissenschaftliche Literatur übt die Sozialdemokratie unleugbar eine Volkserziehung im großen Stil aus.

Wer aber so mithilft, neues geistiges Leben in der stumpfen Masse zu wecken, der tut tatsächlich damit trotz aller Religionsfeindschaft doch Vorarbeit für das religiöse Leben. Es ist kein Zufall, daß die Kinder von Sozialdemokraten oft die besten und aufgewecktesten Schüler im Religions- und Konfirmandenunterricht sind. Und auch die Alten beschäftigen sich bei ihrer Polemik gegen Kirche und Religion doch wenigstens eingehend und nachdenklich mit diesen religiösen Problemen, während weiten Kreisen unsers liberalen Bürgertums dafür jegliches Interesse und Verständnis abgeht. Kalt oder warm, nur nicht lau:

*) Sie haben dem Verfasser des obigen Artikels alle vorgelegen. Einzelnes daraus kommt noch zum Druck. Alles, auch der obige Artikel, stammt aus der Zeit vor der Wahl. Das erhöht in diesem Falle den Wert. D H

nach diesem biblischen Maßstab steht der fanatische sozialdemokratische Atheist und Freidenker dem Himmelreich näher als der satte und aufgeklärte Philister. Und so ließe sich noch Manches für die Sozialdemokratie anführen, das uns auf eine günstige Zukunftsentwicklung hoffen läßt.

3

Haben wir bürgerlichen Christen aber überhaupt das Recht, in dieser Weise das Für und Wider abzuwägen und so über die Sozialdemokratie zu Gericht zu sitzen? Hat uns Gott denn eigentlich für sie verantwortlich gemacht, so daß wir sie gleichsam als unser Missions- und Evangelisationsobjekt ansehen dürfen? Ist es nicht vielleicht grade umgekehrt so, daß wir Bürgerlichen von Gott aus gesehen das Missionsobjekt sind und die Sozialdemokraten seine Missionswerkzeuge? Dann aber wäre ja ein „Wider die Sozialdemokratie" zugleich ein „Wider Gott", und wir müßten fürchten, über der kühlen Ablehnung oder Anerkennung der Sozialdemokratie grade das zu überhören, was Gott uns durch sie zu sagen hat.

Warum kommen wir als Christen gar nicht auf den Gedanken, uns einmal so für und wider den Liberalismus, die Konservativen, das Zentrum auszusprechen? Warum gelten die von vornherein für gleichberechtigt und bündnisfähig, während man miteinander die Sozialdemokratie, die roten „Feinde" beobachtet und beurteilt? Kommt das nicht daher, daß die ganze Sozialdemokratie tatsächlich nur ein Reflex unsrer gemeinsamen bürgerlichen Parteisünden ist, eine so eindringliche Anklage Gottes gegen die bürgerliche und christliche Gesellschaft, daß wir ganz instinktiv den gemeinsamen Gegensatz herausfühlen? Dann aber sollten wir gar nicht Zeit haben, an die Bekehrung und Besserung der Sozialdemokratie zu denken, weil wir erst einmal das innerlich zu verarbeiten haben, was Gott durch sie wider uns Bürgerliche in die Gegenwart hineinruft. Der Mangel an diesem persönlichen Schuldgefühl in den bürgerlichen und christlichen Kreisen gegenüber der gewaltigen Reaktionserscheinung der Sozialdemokratie scheint mir ein verhängnisvoller Hauptfehler bei der ganzen Fragestellung.

Woher stammt denn die Vaterlandslosigkeit der Sozialdemokraten? Ist das etwas Andres als die begreifliche Reaktion auf den übertriebenen, oberflächlichen Hurrapatriotismus und den knechtischen Byzantinismus weiter bürgerlicher Kreise? Und ist der Internationalismus nicht immer noch den christlichen Idealen näher verwandt als der Chauvinismus unsrer Alldeutschen? — „Aber die Sozialdemokraten scheuen sich noch nicht einmal, das Bild der Königin Luise in empörendster Weise zu besudeln"! — Ja wer hat denn zuerst aus der edlen Königin wider die geschichtliche Wahrheit eine reine Heilige gemacht? Wer hat zuerst im Geschichtsunterricht der Volksschulen das Hohenzollernhaus und das Deutschtum in einseitigster Weise verherrlicht? War das nicht ebenso wider die Wahrheit? Wo blieb da der energische Protest der Bürgerlichen und der Christen? Nun schickt Gott uns in Gestalt der Sozialdemokratie eine Korrektur, die bei aller leidenschaftlichen Einseitigkeit doch dem Streben entspringt, die Wahrheit aller überpatriotischen Verfälschung zum Trotz wieder zu Ehren zu bringen. Was ist aus dem demütigen „Von Gottes Gnade bin ich, das ich bin" des Paulus für ein Gottesgnadentum der Fürsten gemacht worden, ihnen selbst zu fast übermenschlicher Versuchung! Dem haben auch die evangelischen Kirchen nicht widerstanden. In wie vielen Gesangbüchern fehlt bei dem Liede „Lobe den Herren, o meine Seele" die zweite Strophe: „Fürsten sind Menschen, vom Weibe geboren, und sinken wieder in den Staub. Ihre Anschläge sind auch verloren, wenn nun das Grab nimmt seinen Raub. Weil denn kein Mensch uns helfen kann, rufe man Gott um Hilfe an."*) Diese blinde monarchische Verehrung hat vermutlich dem Königtum und Kaisertum innerlich mehr geschadet, als alle antimonarchischen und republikanischen Gedanken der Sozialdemokratie. Darf man übrigens als deutscher Christ nicht auch republikanisch denken? Oder hat das Staatskirchentum an diesem Punkt die Gedanken- und Gewissensfreiheit bereits ganz aufgehoben? Dann ist es jedenfalls höchste Zeit gewesen, daß Gott der Zukunft der Monarchie durch die einseitig scharfen Angriffe der Sozialdemokratie zu Hilfe kam.

Wie verständlich ist der Antimilitarismus dieser Kreise als Reaktion auf den übertriebenen Militarismus unsres Zeitalters. So tief stecken wir alle darin, daß erst die Sozialdemokratie kommen mußte, damit man es allgemein mit den Soldatenmißhandlungen anfing strenger zu nehmen. Lange genug blieben die wenigen Friedensfreunde allein auf weiter Flur. Erst nach den lauten sozialistischen Protesten gegen den Krieg ist der moralische Wille zum Frieden von weiteren christlichen Kreisen bewußt aufgenommen worden. Das Erstarken der Friedensbewegung und der Schiedsgerichtsgedanken scheint mir ein göttlicher Geistesfunke, der von jenen zu uns herübergesprungen ist.

Wir bedauern den Klassenkampf mit seinem Haß. Es wäre aber vielleicht nie dazu gekommen, wenn wir Christen früher schon so manchen tatsächlich unerträglichen gesellschaftlichen und sozialen Mißständen den Kampf bis aufs Messer energischer angesagt hätten. Aber wo bleibt der heilige Zorn der Christen, wenn sozialdemokratische Führer und Parteien fast in der gesamten konservativen und bürgerlichen Presse schief und einseitig dargestellt werden, wenn bei einem Erbschaftssteuergesetz da und dort der Egoismus der Besitzenden kraß zu Tage tritt, wenn in der schweren Industrie ganz laut das Herrenmenschentum proklamiert wird, wenn in unserm Wirtschaftsleben die Dividendenjagd vielfach zum obersten Wirtschaftsziel gemacht wird, wenn der Mammonsgeist unbekümmert um Tränen und Leichen alles zu beherrschen sucht? Wie gleichgültig läßt diese Not in der Tiefe die meisten von denen, die auf den Höhen des Lebens, des Genusses, der Wissenschaft und Kunst wandeln! Wie kühl auch viele Christen, die nur um ihr privates Seelenheil eifrig besorgt sind! Und dann wundern wir uns, wenn Gott aus den Tiefen einen Strom gegen das alles aufbrechen ließ, der wie alle neuen Quellen zunächst recht trüb und schlammig fließt, der aber schon heut uns allen Segen und Gewissensweckung gebracht hat.

Das gilt selbst von den bedenklichen Ansichten der Sozialdemokratie über die freie Liebe und Aehnliches. Warum durften sie denn eine so radikale Kritik der bisherigen bürgerlichen und christlichen Einehe wagen? Doch nur, weil tatsächlich in unsern Kreisen schon lange die doppelte Moral ruhig geduldet wurde, weil weder Kirche noch Gesellschaft den Mut fand, einen Mann, der sonst „satisfaktionsfähig" und sozial wohlbestellt war, um seiner „Vergangenheit" willen zu boykottieren. Die Theorien der Sozialdemokratie sind nur das Fazit der bürgerlichen Sittlichkeit, ein Mahnruf Gottes, mit der vielen Heuchelei in diesen Dingen endlich einmal ernstlich aufzuräumen. Müssen wir noch besonders dran erinnern, wie oft die Sozialdemokratie als Vorkämpferin gegen den Alkoholismus, die Prostitution, das Wohnungselend uns Christen beschämte?

Die Kirchenfeindlichkeit der Sozialdemokratie endlich kann doch eigentlich nur den verwundern, der die Haltung der Kirche in den letzten hundert Jahren total vergißt. Wie sehr hat die Kirche, die für Arm und Reich, Hoch und Niedrig in gleicher Weise da sein sollte, sich zu einem Werkzeug der regierenden Klassen degradieren lassen! Wie viele Pfarrer haben ganz selbstverständlich konservative Parteipolitik getrieben! Oder sie haben sich als Staatsbeamte von der Monarchie brauchen lassen gegen jede neue, freiheitliche Regung im Volke! Und wie viel Respekt vor dem Geld hatte sich in der Kirche eingenistet! Paulus verlangte, daß die Gemeinde alle die Glieder, die nicht selbst arbeiteten, brandmarken sollte, daß sie schamrot würden (2. Thess. 3, 14). Wann hat die Kirche es je gewagt, dies Wort auf die reichen Müßiggänger in ihrer Mitte anzuwenden? Da ist es barmherzig von Gott, daß er durch die allgemeine Kirchenflucht des vierten Standes die Kirche endlich wieder so energisch an ihre eigentliche große und allumfassende Aufgabe mahnt. Versteht sie diese göttliche Strafpredigt, so wird vielleicht auch bei der Sozialdemokratie bald der Gegensatz gegen die Religion verschwinden, der ihr als Eierschale aus der liberalen Vergangenheit heut noch anhaftet.

Gott gab jedem Land die Sozialdemokratie, die es verdient

*) Solche Gesangbücher kenne ich nicht. Wo hat man den Vers weggelassen? Und wann? D H

und nötig hat. Deutschland auch! Erst dann wird er die sozialdemokratische Reaktion ändern, wenn die bürgerliche und christliche Aktion sich geändert hat. Es ist ein Unding, die Gegenwirkung ändern zu wollen, so lange die ursächliche Wirkung fortbesteht. Nicht das kann deshalb heut unsre Hauptaufgabe sein, die Sozialdemokratie richtig zu beurteilen, sei es verteidigend, sei es verurteilend, — sondern die Lektion über uns selbst zu lernen, die Gott uns durch sie erteilt. Er hat einst das heidnische Aegypten als Werkzeug zu Israels Erziehung gebraucht, und Cyrus war auch sein Knecht. Heut ist es die Sozialdemokratie. Je mehr wir das einsehen, um so dankbarer werden wir Gott für die Sozialdemokratie werden. Für wen man Gott aber einmal so persönlich gedankt hat, zu dem gewinnt man dann auch praktisch wieder eine andre Stellung. Und dann kann es wohl geschehen, daß Gott von innen heraus die sozialdemokratische Masse neu erwecken und umwandeln kann, weil wir bürgerlichen Christen seinem Wirken dort nicht mehr so wie bisher hindernd im Wege stehen. Ansätze dazu sehen wir heut schon überall da, wo die Christen in den außerdeutschen Ländern dem Sozialismus mit mehr innerer Aufgeschlossenheit gegenüber stehen. Diese ganze Zukunft der Sozialdemokratie aber ist und bleibt Gottes Sache. An uns ist es, über dem politischen und wirtschaftlichen Gegensatz zur Sozialdemokratie nicht das zu überhören, was Gott uns durch sie heut zu sagen hat.

Theodor Schmidt

Zur Wahlrechtsethik

Amica exegesis

Schowalters feiner Artikel gleichen Titels kann darum nicht unwidersprochen bleiben, weil der Herausgeber ihn zur Verbreitung empfiehlt.*) Es sind persönliche Gedanken und Bedenken, wie wir alle sie im vertrauten Kreise äußern. Aber als öffentliche Losung sind sie geradezu lähmend, und gerade für die Kreise, auf welche Schowalter anspornend wirken möchte. Die letzte Wahl hat wiederum erwiesen (ich habe das praktisch in vielen Bezirken beobachtet und stand zu dem als freiwilliger Parteiobmann einem Bezirk von 800 Wählern vor), daß unsere Gebildeten noch immer vor sozialer Unkraft und Ideen-Eigensinn nicht mit Hand anlegen gerade da, wo sie am nötigsten sind.

Die Ausschreitungen im Wahlkampfe können wir keiner Partei absprechen: aber darüber zu richten ist doch nur der befugt, der versucht hat zu helfen, bessern und behüten, der hineingesprungen ist in den sogenannten politischen Sumpf und sich ehrlichen Willens mitverantwortlich, und infolgedessen wohl auch mitschuldig gemacht hat. Kurz, nur aus eigener Erfahrung sollte geurteilt werden.**)

Aber sind wir einig in der Verurteilung alles dessen, was sich nicht gutheißen läßt, so ist doch Schowalters Widerspruch gegen die einseitige und bis ins Bizarre die Gegensätze herausmeißelnde Arbeit in der Politik ungerechtfertigt. Es gehört doch einfach zur Elementar-Erkenntnis der Sozialpsychologie, daß nur die Zeichnung wirkt, die mit wenigen klaren Linien unter Hintanstellung aller Nüancen sich gibt. Und solche rhetorische Kunst ist gerade so berechtigt wie die Schwarzweißkunst neben farbengesättigten Bildern. Ich erinnere auch an die moderne Reklame- und Plakatkunst, wo dasselbe Moment zur Geltung kommt. Unsere deutsch-politische Geschichte hat erwiesen, daß noch immer die einseitige Parole zur Macht kam (Konservativ, Zentrum, Sozialdemokratie), daß dagegen das Bürgertum an seinem überreichlichen Verstehen und Ausgleichen immer ohnmächtiger wurde. Und das haben die Intellektuellen mit ihrer Eigenbrödelei und ihrem Wirrwarr an Original-Ideen getan. Diese Intellektuellen aber aus allem ewig besserwissenden Individualismus und zersplitternden Grüppchensystem zum einigen sozialen Willen weniger großzügiger Forderungen zu erziehen, ist die Danaidenarbeit des politischen Moments. Darin hat Friedrich Naumann der Jugend, die ihm folgt, ein so bewundernswertes Beispiel gegeben. Ein Beispiel durch seine Selbsterziehung. Er selber ist solch Ideen-Reicher und hat auch selbst in der nationalsozialen Gruppe jene intellektuelle Zersplitterung versucht: dann aber hat er, unerbittlich gegen sich und seine Freunde, die Wendung zum großzügigen einigen Willen gemacht. Gerade in der Stunde, die ihm noch viele seiner alten Freunde heimlich oder offen vorwerfen, leistete er eine große politisch-ethische Tat: die Ein- und Unterordnung in eine wirkliche Partei. Von ihm lernten wir Jungen die politische Nachfolge, die Parteidisziplin.

Unter dieses Joch aber will Schowalter sich nicht beugen. Es ist ihm erfreulich klar, daß der unpolitische Mensch der untüchtige Mensch heißen muß. Aber nun sucht er ein neues Notventil für die Individualisten, und findet es im zu fordernden Wahlmodus. Aber gerade in den politischen Wahlen können wir den Individualismus nicht brauchen. Nicht unerschöpfliche sprudelnde „neue Ideen und hohe Ideale", sondern der vernünftige, wirklichkeitsfreundliche, einige Wille soll in der Politik zur Geltung kommen. Wenigstens soweit es sich um Wahlen handelt. Der Individualismus mag sich in dem öffentlichen Leben und selbst in unsern politischen Vereinen aussprechen nach Herzenslust; aber in der Stunde, wo zum Wahlkampf aufmarschiert wird, fordern wir Solidarität und Disziplin.

Hier ist nun die große Gefahr des Proportionalwahlrechtes. Ich habe seit Jahren mich damit beschäftigt: seine Gefahren sind größer als seine Vorzüge. Nehmen wir das reine Ideal der Proportionalwahl: Was für Vertreter kommen in den Reichstag? Ich habe früher geschätzt: gegen 100 „Wilde". Männer, die Schowalters Losung auf sich nehmen: „neue Ziele und hohe Ideale". Dahinein rechnen sich die Naturheilkundigen, die Vegetarier, die Impfgegner, die Guttempler, die Blaukreuzler, die Tierschutzvereinler, die Monisten, die Freireligiösen, der Protestantenverein, der Flottenverein, die Gemeinschaftschristen, die Gastwirte und Bierbrauer, der Goethebund rc. So kommt ernstlich ein Parlament zustande wie 1848, redelustige Köpfe, aber kein arbeitsfähiges Parlament! Und hier ist das πρῶτον ψεῦδος*) Schowalters, er will alle Gegensätze in unserem Volk zu ihrem „Recht" kommen lassen, indem sie durch Proporz auch Zugang haben sollen zum Parlament. Das aber wäre der Ruin des Parlamentarismus. Nicht der Wähler, sondern das arbeitsfähige Parlament ist der zureichende Grund für das Wahlrecht. Die Gegensätze in unserm Volke müssen gesiebt und abermals gesiebt werden, bis auf wenige große Grundzüge, ehe wir sie ins Parlament lassen. Was nicht Organisationskraft hat, hat hier auch kein Recht. Darum darf das Proporz-Wahlrecht nur eine Aushilfe sein.**) Es ist geboren aus der Frage nach dem Rechte der großen Minoritäten! Und da hat es seinen Ort. Wenn es Wahlkreise gibt, in denen eine Minorität doppelt so groß ist wie in einem andern Kreise die siegreiche Majorität, so spricht das zunächst gegen die Wahlkreiseinteilung, aber doch auch gegen die Ausschaltung der Minorität. Wir werden darum unsere örtliche Wahlberechtigung irgendwie verbinden oder ergänzen müssen durch eine Berücksichtigung starker Minoritäten durch Proporz. Alles weitere nun ist Technik, hier handelt es sich um das Prinzip.

Dies aber ist keine „Unreinlichkeit" des Kompromisses unter den Prinzipien. Wohl möchte ich auch gern dem Kompromiß ein Wort reden. Alle Wirklichkeit ist Kompromiß, und zumal in der Politik. Auch unterm Proporz würden sich Kompromisse schließen: etwa Ethische Kultur und Freireligiöse, Evangelischer Bund und Goethebund rc. Ja der reine Proporz legt den Kompromiß hinter die Wahlen in das Parlament selbst, und da wird er noch „unsittlicher". Aber Kompromiß heißt nicht Preisgabe der Ueberzeugung. Was uns Schowalter von dem innerlichen Umfallen der kleinen Helfer erzählt, beweist doch nur, daß hier die Tüchtigen die Sache im Stich ließen, indem sie sie den Untüchtigen überließen. Kompromiß ist Taktik und heißt einfach Konsequenz! Nämlich Konsequenz in dem Zusammenstreichen

*) Doch nicht ohne zugleich widersprochen zu haben: Nr. 4 Sp. 92. D H

**) Das dürfte bei Schowalter in hohem Maße der Fall sein. D H

*) Der Hauptanstoß, den wir an Schowalter nehmen.

**) Nun ja. Ueber das Maß seiner Anwendung wird man sich zu verständigen haben. Allheilmittel gibt es nicht. D H

von Zielen und Idealen, das Jeder von uns treibt, wenn er sich einer Partei anschließt und so seine Forderungen auf wenige große Linien bringt. Im Kompromiß übt diese Zucht die Partei, und damit der Wähler, indem er zuletzt von all seinen Forderungen nur noch Eine letzte und wichtigste geltend macht. Es braucht das nicht die in ihm dominierende zu sein. Im Gegenteil stellt ihn wohl die spröde Wirklichkeit vor die Situation, zwischen zwei sehr untergeordneten Fragen zu wählen. Wer ist z. B. uns willkommener: Schuckmann oder Bruhn? Zentrum oder Pole? Selbst hier läßt sich sehr wohl noch eine Entscheidung fällen. Kompromiß, wo er nicht auf bloßen Wahlschacher hinausläuft (Roesicke-Schifferer), ist Taktik und nicht unsittliches Ueberzeugungsopfer.

Aber oben habe ich keinen Kompromiß empfohlen. Der Proporz ist schlechterdings nur als Ergänzung des Orts-Prinzipes möglich und berechtigt. Es dürfen schlechterdings Programme oder „neue Ziele und hohe Ideale" nicht ausschließlich die Politik beherrschen. Das deutsche Heimatgefühl ist — jeder praktische Politiker wird mir darin recht geben — wohl das bedeutendste Imponderabile in unserm Wahlkampf und ist eine segensreiche sittliche Macht. Das muß vorwiegend bleiben.

Zumal noch aus diesem Grunde. Wir Deutschen merken das nicht und missen das nicht: denn wir erkämpfen erst den Parlamentarismus. Aber England, und besonders die kleinen Experimentierländer in solchen Fragen, Dänemark und Holland, haben längst erfahren, daß der Parlamentarismus nicht die allein seligmachende Politik ist. Die Zentralisation, die in jedem Parlamentarismus gegeben ist, entmündigt als solche, und schon seit einiger Zeit macht sich in England und Dänemark, wenn auch noch innerlich recht ungeklärt, eine Gegenbewegung geltend, die sich Lokalismus nennt. Ihre prinzipielle Forderung ist klar: das politisch-ethische Schwergewicht soll überall auf der Heimat ruhen. Das größtmögliche Selbstbestimmungsrecht soll der Ortsgemeinde zufallen. Wir haben in Preußen auf dem Papier, was zur Zeit praktisch eine Farce ist: die freie Selbstverwaltung. Aber das Papier könnte einmal Leben gewinnen, und dann hätten wir eine gesunde Gegenwirkung gegen die Gefahren des Parlamentarismus.

Wer den letzten Wahlkampf in der neuen großzügigen Form mitgemacht hat, wird wissen, daß die geheime Wahl sozusagen ein Nonsens ist. Die Parteien haben heute in ihren Listen so genaue Personalien, daß nur wenige Wähler ungewiß in ihrer wirklichen Stimmabgabe sind. Und diese ungewissen machen ziemlich bei allen Parteien den gleichen Prozentsatz aus, sodaß die Fehlerquellen der Berechnung sich gegenseitig aufheben. Aber, was ich hier zeichne, ist nur eine von den Formen des Parlamentarismus, die ins Bedenkliche ausgehen. Soll uns nicht einst am erreichten Ziele des Parlamentarismus mit allen seinen Greueln, wie Frankreich sie offenbart, vor unserer eigenen „Zielstrebigkeit" bange werden, dann liegt in der Forderung des Lokalismus, durch die möglichst weitgespannte Mündigkeit der Gemeinde die Mündigkeit des Einzelnen zu wecken und zu erhalten, das Prinzip gegeben, das den unbedingten Proporz nicht zuläßt, sondern uns weist auf den tüchtigsten Grund unseres deutschen Daseins, auf das deutsche Heimatgefühl als Grundlage auch des Wahlrechtes. Johannes Tiedje

---

Christen im Wahlkampf

Zu dem Wahlaufruf aus Ostpreußen

Am Weihnachtsheiligabend kam es in unsere Häuser, jenes „an die evangelischen Christen Ostpreußens" gerichtete Flugblatt, das den Lesern dieses Blattes in Nr. 4 durch Beilage bekannt gegeben ist. Wir hatten gehofft, die Weihnachtstage würden in dem Wahlkampf mit all dem Unerquicklichen, das er mit sich bringt, eine Ruhepause eintreten lassen. Und es wurde auch stiller in den Zeitungen vom Hader der Parteien, vom Angriff auf die Gegner und der Abwehr ihrer Angriffe. Die Versammlungsarbeit ruhte. Diese Ruhepause des Christfestes haben „die Gläubigen" unserer Provinz zu ihrem lange vorbereiteten Eingriff in die Wahlbewegung benutzt. Es war ja eine rein christliche, kirchliche Aktion — kein konservativer Parteiausschuß hat sie veranstaltet, sondern ein ganz freies Komitee von Männern, die dem politischen Kampf im übrigen zum großen Teil fern standen; keine konservativen Programmpunkte — außer dem Schutz von Kirche und Christentum — wurden erörtert; ja das Wort konservativ ist überhaupt ängstlich vermieden: ein solcher rein religiös orientierter Appell besorgter Christenherzen an das christliche Gewissen unsers Volkes — wie hätte er besser als unter den Auspizien des Christfestes geschehen können! Ist es nicht ein ähnliches Zart- und Taktgefühl, das Christfest für diesen Weck- und Mahnruf zu benutzen, wie die Wahl des Gründonnerstags für die jährliche Verlesung der großen Ketzerbulle in der Peterskirche zu Rom?

Und in der Tat, welche Verwandtschaft nach Charakter und Inhalt bei beiden heiligen Handlungen! Welch ein heroischer Eifer, alle konventionellen Rücksichten, ja alle wirklich vorhandenen rein menschlichen Gefühle des Verbundenseins, der Anerkennung, Achtung und Freundschaft mit denen, die eine andere politische oder religiöse Ueberzeugung haben, dem Dienste des Herrn und der Kirche zu opfern! Leute, die uns sonst Brüder nannten und nicht nur in äußerer Gemeinschaft des Berufs, sondern so mannigfach doch auch in innerer Gemeinschaft mit uns an einem Strange zogen, durchschneiden plötzlich mit energischer Hand das Tischtuch zwischen sich und den Dienern des Unglaubens. Wie eine Offenbarung ist es über sie gekommen, daß jene Gemeinschaft oder doch jenes Tragen und Tolerieren eine Verleugnung des Herrn ist, der gesagt hat: „Ich bin nicht gekommen Frieden zu bringen, sondern das Schwert." Es gibt im Menschenleben eben Augenblicke, wo man dem Weltengeist sich näher fühlt. Dann darf, dann muß man diese Welt, die Welt der Kompromisse und Menschlichkeiten hinter sich lassen und mit fester offner Sprache der Wahrheit die Ehre geben, wenn sie auch hart klingt. Man wird vielleicht wieder in jene Welt zurückkehren — immer und überall gehts ja nicht, den Mund so voll zu nehmen von Anathemas und Verfluchung des Unglaubens — aber man hats doch einmal getan, hat doch einmal seine innerste Ueberzeugung kraftvoll bekannt und sein Gewissen salviert. Dieser Augenblick war für jene evangelischen Männer das vom Wahlkampf umtobte Christfest und der Anlaß die Gefährdung der Sache Gottes durch die Notlage der konservativen Partei.

Denn das ist ja selbstverständlich: wenn es sich um die Sache Gottes handelt, ist jedes Mittel erlaubt und geboten. Da sind Evangelisten und „Prediger": ihre Kirchlichkeit ist zweifelhaft, oder ihre Unkirchlichkeit zweifellos. Aber was tuts? Sie können und wollen ja nicht einen eigenen Kandidaten aufstellen, der der Kirche unbequem würde; aber sie haben Anhang und Einfluß auf die vielen kleinen Leute, deren Stimme ebenso ins Gewicht fällt wie die der großen Herrn. Man muß sich mit ihnen verbrüdern und auf ihre Tonart eingehen, die das in die Kirche eingedrungene Verderben in möglichst grellen Farben malt. Und da sind die Freunde und Bundesgenossen vom Zentrum, mit denen man im Parlament zusammen arbeiten muß und die in manchen konservativen Wahlkreisen doch auch eine stattliche Stimmenzahl haben. Schnell ist die kirchliche Rivalität, all die Verunglimpfungen der eignen Konfession, all die versteckten und offnen Machtgelüste der andern Kirche vergessen, vergessen der Evangelische Bund, seine Mahnungen und seine Grundsätze — das Wort „evangelisch" kommt in dem ganzen, langen, an religiösen Bekenntnisformeln so reichen Flugblatt außer in der Ueberschrift überhaupt nicht vor, immer nur gehts um „die christliche Schule" „das christliche Volkstum" „den christlichen Glauben", um eine „Kirche Christi", als ob sie eine die Konfessionen und Sekten umspannende Größe wären, die vorhanden oder doch realisierbar und jedenfalls wünschenswerter wäre als die vom Unglauben zersetzte Landeskirche. Ja, der Zweck rechtfertigt das Mittel: wo es sich um die Sache Gottes handelt — und die ist ja mit der konservativen Partei identisch —, da müssen alle kleinlichen Differenzen in den Hintergrund treten.

Und der Zweck rechtfertigt nicht nur ungewohnte und befremdliche Mittel, er heiligt auch unheilige Mittel. Entstellung, Uebertreibung, Einschüchterung, Verdrehung, Verleumdung und was sonst im Eifer des Wahlkampfes so unterzulaufen pflegt, wird hier nach langer sorgfältiger Prüfung — schon in der ersten Adventswoche hat dies Flugblatt seine Unterschriften gesammelt — in gedrängtester Fülle und gesteigertster Form von Männern präsentiert, die, wie man nach ihrer Lebens- und Berufsstellung annehmen darf, über die sittlichen Grundforderungen der Wahrhaftigkeit und der schuldigen Achtung vor dem Nächsten sonst nicht im Unklaren sind. Da werden einzelne gewagte Aussprüche von Theologen, die im Zusammenhang ihren guten ernsten Sinn haben, aus dem Zusammenhang herausgerissen und als eine Verhöhnung des Heiligsten den staunenden und erschreckten Gemütern unseres schlichten Landvolks aufgetischt. Da werden die Bremer Extravaganzen verallgemeinert und unserer Kirche zur Last gelegt. Da sollen die Schriften unserer großen modernen Theologen — denn um sie (etwa Harnacks „Wesen des Christentums") kann es sich bei Uebersetzungen doch nur handeln — japanischen, chinesischen und indischen „Heiden" zur Rechtfertigung ihres Unglaubens dienen. Da muß natürlich der Kongreß für Freies Christentum und religiösen Fortschritt herhalten, der eine Verbrüderung unserer Theologen mit atheistischen Sozialdemokraten, Reformjuden und Buddhisten gewesen sei. — Und nun vor allem der Feldzug gegen die Parteien der Linken, die sämtlich von den Sozialdemokraten bis zu den Nationalliberalen (ihr ausdrücklicher Einschluß war dadurch geboten, daß in einigen Wahlkreisen gerade sie mit den Konservativen im Kampf standen) entschiedene Gegner des christlichen Glaubens, christlicher Staatsordnung und christlicher Sitte seien, deren Presse grundsätzlich jede Autorität untergrabe, jede Auflehnung und Zügellosigkeit billige, für die wider-

wärtigsten Ausbrüche öffentlicher Schamlosigkeit und Unsittlichkeit fast stets ein Mäntelchen habe, durch eigne unsittliche und zügellose Artikel unser Volk vergifte und die Entchristlichung unseres Volkslebens zum Parteigrundsatz habe. Besonders geschickt ist die Verdrehung der Tatsachen, wenn mit Bezug auf den Fall Jatho gesagt wird, nach dem Willen der liberalen Presse sollte ein erklärter Gottesleugner der gläubigen Gemeinde aufgedrängt werden; nicht minder geschickt die Einschüchterung der Gemüter dort, wo von der Gefährdung der christlichen Schule gesprochen wird: die gläubigen Eltern würden ihre Kinder sieben Jahre hindurch im Unglauben unterrichten und nach den Grundsätzen des Unglaubens erziehen lassen müssen; geschickt ist auch die Unterstellung, daß die liberalen Parteien nur zum Zweck des Stimmenfangs einen christentumsfreundlichen Schafspelz anzulegen für gut befinden; geschickt endlich, daß neben 27 Pfarrern (!) auch einige Träger hoher Namen zur Unterschrift gewonnen sind, die es nicht versäumt haben, sich als Mitglied der Provinzialsynode zu zeichnen.

Es ist wirklich ein von ebenso großer politischer Schulung und Geschicklichkeit wie von gläubiger Entschiedenheit und heiliger Rücksichtslosigkeit zeugendes Werk, das seine Wirkung in einigen ländlichen besonders bedrohten und nur knapp zurückeroberten Wahlkreisen sicher nicht verfehlt haben wird. Denn was hilft da eine Entgegnung und Klarstellung seitens der angegriffenen Parteien: in sovielen schlicht frommen Herzen, die an Kirche und Christentum hängen mit ihrer ganzen Seele, ist jener geschilderte Greuel der Verwüstung an heiliger Stätte ein furchtbarer Schreckruf und der Bund von Namen, die es bezeugt haben, eine zuverlässige Garantie der Wahrheit; und bei denjenigen unter ihnen, die Urteil genug haben, die Uebertreibung und politische Mache zu spüren, ist das Mißtrauen geweckt gegen Alles, was Politik heißt, also auch gegen die liberalen Parteien, deren Programm sie sonst zugeneigt hätten. Das ists, was man politische Brunnenvergiftung nennt. Muß das sein? Dann Fluch jeder Beteiligung an der Politik! Muß es aber nicht sein, darf es nicht sein, dann Fluch einer Religion und Frömmigkeit, die das tut oder die es duldet und braucht!

Was sagt denn die Kirche zu dieser eigenartigen Vermischung von Religion und Politik seitens ihrer Diener? Amtsbrüder, die bei positiver Kirchlichkeit und konservativer Gesinnung dem Treiben fern stehen, suchte ich vergeblich zu einer kurzen Gegenerklärung und offenen Lossagung in der Tagespresse zu bewegen. Die Einen meinten: gewiß, es sei eine fanatische Hetze, aber doch ehrliche Ueberzeugung und im Grunde doch wohl auch Wahrheit. Sie hätten nicht mitgemacht, dawider aber könnten sie noch weniger, ja fast klang es, als schämten sie sich, nicht mitgemacht zu haben. Und Andere bedauerten es als einen Mißgriff, durch den die Kirche letztlich nur Schaden habe, da einerseits durch jene Generalisierungen, durch welche große Parteien in ihrer Gesamtheit zu Vertretern des Unglaubens gestempelt seien, Vielen doch Unrecht geschähe und vor den Kopf gestoßen würde, andererseits wie durch ein authentisches Zeugnis in den Augen der kleinen Leute der Zerfall der Kirche dargetan sei. Aber schließlich sei es doch wohl nur ein harmloser Uebereifer, ein Staub, den der Wahlkampf aufwirbele; man dürfe das nicht größer machen, indem man durch Gegenerklärungen die Oeffentlichkeit interessiere: also ignorieren und in den Papierkorb werfen! — Und die kirchliche Presse? Es ist wohl bekannt, daß der Reichsbote diese christliche Wahlaktion in Ostpreußen rühmend registriert hat. In seiner Nachfolge hat der Herausgeber des Evangelischen Gemeindeblatts für Ostpreußen das Flugblatt allen „ernsten Christen“ empfohlen, ohne ein Wort des Bedenkens oder der Kritik. — Und die kirchlichen Behörden? Sie schweigen, sie haben Wichtigeres zu tun, ihre Sorge ist immer mehr auf die Schädigung des Ansehens der Kirche durch die literarische Betätigung der modernen Theologie als der altgläubigen Heißsporne gerichtet. Ob das der wirklichen Sachlage, der wirklichen Schädigung entspricht, mag dahingestellt sein. Billig aber dürfte es doch sein zu beachten und zu berücksichtigen, wie sehr das Erstere durch das Letztere bedingt ist, wie sehr durch solche Angriffe eine Abwehr herausgefordert wird nicht nur von Seiten der Tages-Presse und der liberalen Parteien — das ist natürlich kräftig genug und nicht zur Förderung des kirchlichen Ansehens geschehen —, sondern auch von Seiten der so schnöde in breitester Oeffentlichkeit verketzerten modernen Theologie. Wie kann mans verlangen, daß wir da schweigen? Wie kann man sich wundern, daß da scharfe Worte fallen? Doch sollte man das Unvornehme der Kampfesart in dem suchen, was wirklich unvornehm und eines Geistlichen unwürdig ist, nämlich in Unwahrheit und Verleumdung, und sollte eine sachliche Kritik, die bei der Wahrheit bleibt und nur die Tatsachen anders beurteilt und wertet, als sie offiziell gewertet werden, frei lassen, auch wenn sie derb ist und auch wenn sie einmal sich nach oben richtet.

Tribukait

Verschiedenes

Organisation des Kirchenaustritts. Der „Dissident“, das „Zentralorgan für die Interessen aller Dissidenten“ bringt in Nr. 10 vom Januar einen Aufsatz, der mit dem Satze beginnt: „Massenaustritt aus der Landeskirche! Das ist der Talisman, der an den kirchlichen Gewalten ein wahres Wunder vollbringen soll“ — und mit dem Satze schließt: „Freiwillige vor die Front! Wird dieser einfache Plan gut durchgeführt, so erhält die christliche Kirche eine tötliche Wunde.“ Der Plan, zu dessen Durchführung alle Ortsgruppen der dem sogenannten Weimarer Kartell angeschlossenen Vereine aufgefordert werden, und dessen Leitung in Händen des Berliner Komitees „Konfessionslos“ unter Vorsitz von Professor Ludwig Gurlitt liegt, ist der: durch Vertrauensmänner in möglichst vielen, namentlich mittleren und kleineren Städten, die Namen von Personen zu sammeln, die einzeln auszutreten sich wegen der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Gefahren scheuen, aber dazu bereit sind, wenn eine größere Zahl den gleichen Schritt tut, in der sie Schutz und Deckung finden. Das Komitee denkt damit die Bedenken besonders der Beamten zu überwinden. Es stellt zugleich fest, daß einer ganzen Reihe von Beamten, die ihren Austritt vollzogen haben, nichts geschehen ist (eine sehr erfreuliche Mitteilung) und daß andere sich nach dem entwickelten Plane bereits zum Austritt verpflichtet haben, unter Andern „5 amtierende Oberlehrer, 2 Hochschullehrer, 1 Landgerichtspräsident, 1 Bürgermeister, mehrere Landrichter, 8 Volksschulrektoren“ usw. „Welche Bedeutung die Staatsregierung dem Kirchenaustritt beimißt, erhellt aus dem Umstande, daß dem Komitee in seiner ersten vorbereitenden Besprechung ein Lockspitzel unter falschem Namen auf den Hals geschickt wurde, der aber sofort entlarvt und auch öffentlich in Presse und Abgeordnetenhaus genügend angemalt wurde.“ (Ob das wahr ist? Weiß Einer unsrer Leser davon?)

Als ich diesen Aufsatz las, habe ich eine Anwandlung von Reue gespürt, daß ich in den letzten Jahren wiederholt und nachdrücklich den Beschwerden der Dissidenten über mangelnde Religionsfreiheit zur Seite getreten bin und in meinem bekannten „Entwurf“ nach gesetzlichen Formen gesucht habe, die den freireligiösen Gemeinden ungestörte Existenz und dauerhaften Bestand gewähren. (Uebrigens haben die freidenkerischen Organe, die jede scharfe unbillige Aeußerung und Maßnahme von kirchlicher Seite aufgreifen, über diesen ehrlichen Versuch eines Entgegenkommens bisher absolutes Stillschweigen beobachtet.) Ich frage, was eigentlich die treibende Kraft dieser Bewegung ist, ob wirklich nur das Verlangen nach staatsbürgerlicher Gleichberechtigung, oder vielmehr der Haß gegen die bestehenden christlichen Kirchen und der Wunsch, sie zu vernichten? Und wenn das Erstere, wieso sie glauben, mit einer solchen Agitation wie die hier angezettelte dies Ziel zu fördern, und ob sie denn nicht sehen, daß sie gerade auf diese Weise Gründe schaffen, die widerstrebenden Politikern zur Rechtfertigung dienen und Fürsprechern innerhalb der Kirchen den Mund schließen? Denn es ist zwar eine berechtigte Forderung der Gewissensfreiheit, Freidenker von jedem Zwang christlicher oder kirchlicher Formen zu entbinden und Freireligiösen die Gelegenheiten zur Gemeindebildung zu bieten — aber die gehässige und leidenschaftliche Hetze gegen die bestehenden Religionsgemeinschaften, denen die große Mehrheit des Volkes angehört, hat keinen Anspruch auf staatliche Anerkennung und Förderung.

Wir wollen nicht erst von der Albernheit der Meinung reden, mit solchen Mitteln der christlichen Kirche „eine tötliche Wunde“ beibringen zu können. Die christlichen Kirchen sind sehr viel fester gefügt, als daß sie durch den Austritt von ein paar hundert Personen, seien es auch Oberlehrer und Präsidenten, erschüttert würden. Und wenn es auch eine Tatsache ist, daß Unzählige nur aus Herkommen, Gewohnheit und Konvention ihre Glieder sind, so dürfte doch die Zahl derer nicht sehr groß sein, bei denen die geplante Agitation verfängt. Und zwar nicht bloß aus Feigheit und Scheu vor gesellschaftlichen Nachteilen, wie sich das Komitee „Konfessionslos“ das erklärt, sondern weil von der Gleichgültigkeit zu dem Entschluß, jeden Zusammenhang zu lösen, immer noch ein recht weiter Schritt ist.

Erich Foerster

Aus Hannover geht uns eine interessante Zusammenstellung über das Verhalten der Landessynode zu. Sie zeigt, wie der reaktionäre Faktor in unserm Kirchenwesen heute vielerwärts nicht das Kirchenregiment, sondern das (freilich auf höchst anfechtbare Weise zu stande gekommne) Kirchenparlament. Man bedenke Folgendes:

1. In vier Inspektionen der Osnabrücker Gegend werden noch Marienfeste an stehenden Tagen (2. Februar und 25. März) kirchlich gefeiert. Ein von der Kirchenregierung vorgelegter Gesetzesentwurf, diese Feste auf den folgenden Sonntag zu verlegen, da ihrer Feier an Wochentagen der staatliche Schutz fehle, stieß auf den Einwand, es müsse der Anschein vermieden werden, als ob kirchliche Sitten leicht zu ändern sein. Nur in abgeschwächter Kompromißform fand der Antrag schließlich eine knappe Mehrheit.

2. Vor kurzem hatte das Landeskonsistorium eine Verfügung erlassen, die in Rücksicht auf die veränderte staatsgesetzliche Lage nun auch den Geistlichen die amtliche Teilnahme an Feuerbestattungen freistellt, aber nicht zur Pflicht macht. Daß die Kirche in diesem Adiaphoron dem Zeitgeist Rechnung tragen und die bestehenden Gesetze auch praktisch anerkennen will, wurde von der Synode mehrfach und heftig bekämpft. Die Erklärung eines Konsistorialrates, daß die erwähnte Verfügung Freiheit gebe, ohne die Gewissen zu verletzen, und daß die Kirche gut daran tue, diese moderne Strömung durch tätliche Neutralisierung der kirchenfeindlichen Agitation zu entwinden, fand in der Synode keine Resonanz. Man hatte den Eindruck, daß nur der Mangel an Zuständigkeit die Synode hinderte, diese Verfügung des Landeskonsistoriums umzustoßen.

3. Bei der Besprechung über landeskirchliche Zuschüsse zur Anstellung von Gemeindehelfern konnte leider das Bedenken nicht zurückgehalten werden, daß die Lasten größtenteils den Landgemeinden, der Nutzen aber fast nur den Städten zufallen würde. Der weitherzigere Gesichtspunkt, daß die Gesamtheit gern ihre Kräfte an der Stelle einsetzt, wo besondere Notstände vorliegen, kam, wenn überhaupt, so doch

viel weniger deutlich zum Ausdruck. Eine solche Behandlung der Frage dient einer kirchlichen Gemeindevertretung nicht eben zur Zierde.

4. Die von seiten des Konsistoriums bewirkte Neuordnung der Wahlkreise, wodurch die Stadt Hannover eine ihrem stark gewachsenen Bevölkerungsstande angemessene synodale Vertretung erhalten sollte, wurde nicht etwa dankend zur Kenntnis genommen, sondern hatte mit Widerspruch zu kämpfen.

5. Ohne daß die Kirchenregierung dazu Anregung oder Anlaß gegeben hätte, legte die sogenannte große Kommission der Landessynode eine Resolution vor, die gegenüber vorgekommen Beunruhigungen und Angriffen sich zu der grundlegenden Wahrheit des Evangeliums bekennt. Die Besprechung dieser Vorlage stellt zunächst fest, daß der bekämpfte Gegner nicht klar bezeichnet sei. Die Ausführungen des Referenten ergeben, daß man in erster Linie die moderne Theologie im Auge habe. Obwohl von einzelnen Debatterednern die Resolution für unnötig, ja sogar für schädlich-beunruhigend gehalten wird, findet sie doch gegen sechs Stimmen die Billigung der Synode. Eine weitherzigere und offensichtlich dem Frieden dienende Praxis der Behörde hat damit ihre synodale Korrektur gefunden.

Franz Rehbein, Das Leben eines Landarbeiters. Herausgegeben und eingeleitet von Paul Göhre. Jena, Eugen Diederichs 1911. 262 S. 3,50, gebunden 4,80 Mk.

Der Herausgeber hat Bedenken gehabt, das Buch zu veröffentlichen, da das Interesse für die früher erschienenen Arbeiterbiographien stark nachgelassen habe. Man wird ihm danken dürfen, daß er seine Bedenken zurückgestellt hat, auch wenn man seine Hauptfreude, endlich einen leibhaftigen Landarbeiter aus Ostelbien vorführen zu können, nicht teilen mag. Franz Rehbein ist ja in Hinterpommern geboren, aber als Sohn eines kleinstädtischen Flickschneiders, und seinen ersten Rausch hat er sich getrunken in einer Gymnasiastenverbindung. Beides hat weder mit der ostelbischen noch allgemein deutschen Landwirtschaft etwas zu tun, ausgenommen die Braugerste. Ebenso wenig tragen an der Not seines Elternhauses die Agrarier irgendwie eine Schuld, wobei ich nicht verhehlen will, daß zu jener Zeit die Bauern meiner Heimat wohl zufrieden gewesen wären, wenn sie zu ihren Kartoffeln immer einen oder zwei Heringe gehabt hätten. Der Knabe hat dann auf benachbarten Gütern bei der Kartoffelernte mitgeholfen und zuletzt sechs Wochen den Mist eines Rittergutes gerochen, um bald nach seiner Schulentlassung mit einem Sachsengängerzuge für immer aus seiner ostelbischen Heimat zu verschwinden und in Holstein alle Stufen vom Hütejungen eines Kleinbauern bis zum Großknecht in Ditmarschen emporzusteigen und hernach auch noch die Freuden und Leiden eines selbständigen Landarbeiters in den verschiedensten Tätigkeiten durchzukosten, bis er durch einen Unglücksfall an der Dreschmaschine seinen rechten Arm verlor und dadurch aus seiner bisherigen Beschäftigung herausgeschleudert wurde. Man wird nicht sagen können, daß der hier geschilderte Lebensgang mit seinen tragischen wie humorvollen Seiten gerade ostelbisch sei; daher ist es mir auch zweifelhaft, ob unser Gewährsmann wirklich als völlig einwandfreier Zeuge für die landwirtschaftlichen Zustände des Ostens gelten darf. Dazu kommt noch ein Zweites. Der Verfasser will nicht nur eine schlichte Biographie schreiben, die ohne alle Zutaten ergreifend genug hätte werden können, er will eine flammende Anklageschrift liefern, und sein Herausgeber bestätigt es. Eine Anklage nach dreißig und mehr Jahren muß aber mit dem Einwurf der Verjährung rechnen.

Die Jugenderinnerungen des armen Kindes haben etwas tief Erschütterndes. Man fühlt diesen Schilderungen, die den Stempel des wirklichen Erlebnisses zu deutlich an sich tragen, ordentlich ab, wie tiefe Spuren sie hinterlassen haben, auch nachdem die Zeiten andere und wohl bessere geworden sind. Es scheint mir wie ein Wunder, wenn unter solchen Umständen die Heimat- und Vaterlandsliebe noch gedeiht. Aber mein Eindruck wäre nachhaltiger gewesen, wenn die Ausführungen mehr den Charakter schlichter und naiver Kindererzählung trügen und weniger unter dem Rotlicht der Dunkelkammer des „Vorwärts" ständen. Auch die Lehr- und Wanderjahre im Holsteinschen leiden unter derselben Beleuchtung, so sehr sie den Eindruck des Erlebten machen. In günstigerem Lichte besehen dürfte die Tragik in Rehbeins Leben mehr als persönliches Pech bei der Auswahl seiner Dienstherrschaft wie als herrschender Zug ländlicher Kultur erscheinen. Der deutsche Bauer wird sich gegen eine solche Charakteristik verwahren, aber gern zugeben, daß die gezeichneten Vertreter noch heute nicht ausgestorben sind. Der Verfasser selbst dürfte in guten Stunden hierfür nicht so ganz unzugänglich gewesen sein, wie seine prächtige und von echtem Humor durchwehte Schilderung der beiden Pink zeigt. Es ist wohl nicht ganz zufällig, daß diese Erlebnisse im Anschluß an die Militärzeit kommen und durch die aufkeimende Liebe verklärt werden. Rehbein leitet denn auch dieses Kapitel ein mit einem offenen Bekenntnis seiner Liebe für den landwirtschaftlichen Beruf, dessen Vorzüge gegen den Fabrikarbeiterberuf zumal in der Stadt er treffend zu schildern weiß. Dabei entschlüpft ihm das naive Geständnis, daß er um Alles in der Welt nicht in den Zwergbetrieben Süddeutschlands oder gar Elsaß-Lothringens hätte bleiben mögen.

Am allerschlimmsten kommt die Militärzeit weg. Rehbein war drei Jahre Kavallerist bei einem Dragonerregiment in Metz. Auch diese Schilderungen tragen den Stempel wirklicher Erlebnisse, wenngleich sie bei der gedrängten Form wie ein Haufe von tötender Langeweile und menschenunwürdiger Schinderei erscheinen, von den Vorgesetzten gar nicht zu reden, die sämtlich bös wegkommen, vielleicht mit einziger Ausnahme des Grafen Häseler. Hier kann ich mich des Eindrucks nicht erwehren, daß der antimilitärische Sinn des sozialdemokratischen Agitators die Wahl der Farben beeinflußt hat.

Zum Schluß noch eine freundliche Anerkennung. Die Darstellungskraft dieses schlichten Mannes aus dem Volke ohne besondere Schulbildung verdient alles Lob. Das Ganze ist wie aus einem Guß, und aus dem ewigen Einerlei des Landlebens treten die Einzelbilder scharf umrissen und klar hervor. Die Sprache ist kraftvoll und edel, manchmal auch derb und ungeschminkt, wie Bauern zu reden pflegen, dabei voll gesunden Humors, der leider nicht immer zum Vorteil über die Stränge schlägt. Den Wert dieses Kulturdokuments erkenne ich gern an und meine auch, daß es den deutschen Landwirten nur lieb sein kann, wenn sie durch solche Stimmen und Bekenntnisse Einblick in die Seele ihrer Arbeiter erhalten. Wer die geistigen Mächte, die in den niederen Volksschichten schlummern, von Kind auf kennt, wundert sich nicht über solche Erscheinungen und begrüßt jeden Versuch, jene Kräfte zu wecken, mit aufrichtiger Freude, wenn es nur in ehrlicher Absicht geschieht. Christian Balzer

In Sachen des Biblischen Lesebuchs. Zu dem Artikel „Volksbibel und Schulbibel" von Herrn Oberlehrer Schuster in Nr. 2 sei mir, im Einvernehmen mit den Herren Fritschi und Schremmer, die Erklärung gestattet, daß für das von uns bearbeitete Biblische Lesebuch die Voraussetzung nicht zutrifft, der Verlag (J. C. B. Mohr in Tübingen) habe der Auswahl eine Beschränkung auferlegt, sondern daß Auswahl und Umfang von uns verantwortet wird. Wenn die Umfangfrage in Betracht kam, so war es höchstens unter dem Gesichtspunkt, daß ein Schulbuch nicht allzu umfangreich werden soll.

Wenn ich eine sachliche Bemerkung anfügen darf, so war es ein Programmpunkt, „Quellen"-material vorzulegen. Daraus ergab sich das Bemühen, bei Texten aus den älteren Propheten möglichst die jungen Zutaten wegzulassen und die spätere Zeit nicht in der Bearbeitung älterer Texte, sondern in ihren selbständigen Urkunden vorzuführen. Wir sind immer noch der Meinung, daß die Mannigfaltigkeit und innere Verschiedenheit innerhalb der Bibel an dem vorgelegten Material zur Anschauung gebracht werden kann. Ausgedehntere literarkritische Demonstration ist unseres Erachtens im Unterricht nur in beschränktestem Umfang möglich. Im übrigen bieten Stücke in Genesis und 1. Sam. sowie die Satzeinrichtung in den mittleren Büchern des Pentateuchs Anlaß und Gelegenheit, den Schülern einen Begriff von den literargeschichtlichen Problemen und Tatsachen zu geben.

H. Holzinger

Kleine Mitteilungen. Zu Spalte 157 Anmerkung: es trifft Gesangbücher der Brüdergemeine. Welche noch?

Im preußischen Abgeordnetenhause hat der Minister des Innern v. Dallwitz alle Beamten, die bei der Reichstagswahl die sozialdemokratische Partei direkt oder indirekt unterstützt haben, als Eidbrecher und Lügner bezeichnet. Unsre Leser haben sich hoffentlich dabei des ruhigen Urteils erinnert, mit dem in Nr. 1 und 2 d. J. „die staatliche Eidesnötigung" vom kirchlichen Standpunkt aus erörtert worden ist. Aber welche Ungeheuerlichkeit auch jener Versuch des Ministers, relativen politischen Handlungen ein absolutes Stigma aufzudrücken! Mir fällt ein, wie nach 1866 der bekannte Lutherbiograph Pfarrer Lic. Meurer, ein kirchlich und politisch unanfechtbar konservativer Mann, mitsamt seiner Gemeinde sozialdemokratisch wählte, weil er für seinen Protest gegen die neue Ordnung der staatlichen Dinge keinen anderen Ausdruck fand. Und nun haben sehr ehrenwerte Männer, auch Beamte darunter, dem Reichstage einen Sozialdemokraten zum Vizepräsidenten gegeben. Minister sollten vorsichtiger sein mit solchen moralischen Verdikten, und vorsichtig sein mit dem staatlichen Eid. Ueberspannt man seine Tragweite, so wird er den Dienst versagen. Weshalb begnügte sich nicht der Minister mit der Versicherung, ein Beamter könne nicht eingeschriebnes Mitglied der sozialdemokratischen Partei sein?

Seit der letzten Reichstagswahl ist eine merkwürdige Flutwelle des Antisemitismus durch die konservative Presse gegangen. In diesem Zusammenhange war uns besonders interessant eine Feststellung der Frankfurter Zeitung Nr. 34 4. M. Darnach hält die jüdische Bevölkerung Deutschlands nicht Schritt mit der sonstigen Volksvermehrung. In Süddeutschland geht sie sogar zurück; nämlich von 1905 auf 1910

in Bayern	von 55 341	auf 55 065	Seelen
„ Württemberg	„ 12 053	„ 11 982	„
„ Hessen	„ 24 696	„ 24 063	„
„ Baden	„ 25 896	„ 25 893	„

Hauptursache: Abnahme der Geburten, Malthusianismus. (Beim Volke des Alten Testaments!) Während der letzten 34 Jahre fielen in Preußen die jüdischen Geburten von 11 100 auf 6 150. Dazu die Verluste durch Mischehen. Die rein jüdischen Ehen blieben sich im Deutschen Reich von 1902 bis 1909 an Zahl ziemlich gleich: durchschnittlich 7 800. Die Mischehen wuchsen stetig von 606 auf 982. Auf 100 rein jüdische Ehen kamen 1902 15,4; 1909 25,4 Mischehen. Die Kinder in diesen Mischehen werden zu etwa 1/4 jüdisch, zu 3/4 christlich erzogen. Wenn Einwanderung fortfährt eine so geringe Rolle zu spielen wie jetzt, ist das Aufhören des selbständigen jüdischen Elements in Deutschland — rein mathematisch-statistisch genommen — das wahrscheinliche Ergebnis einer absehbaren Zukunft.

In Paris starb am 8. Hyacinthe Loyson, 85 Jahre alt, unvergessen den Teilnehmern am Berliner Weltkongreß dank seiner Schlußansprache, ein merkwürdiger Zeuge merkwürdiger Wandlungen im neunzehnten Jahrhundert. Und am 3. in Karlsruhe, nur 62 Jahre alt, Hermann Oeser, der uns so nahe stehende. Wir wollen sein in nächster Nummer gedenken. R

Verantwortlicher Herausgeber Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Altona. Montag 19. Februar 4 Uhr im Kaiserhof: Was wollen die Schweizer Religiös-Sozialen? Fortsetzung.

Berlin. Religiöse Diskussionsabende. Dienstag 12. März 8 Uhr in der Aula der IV. städtischen Pflichtfortbildungsschule (ehem. Dorotheenstädt. Gymnasium) NW Georgenstraße 30/31: Gibt es Freiheit des Willens? Pfarrer Nithack-Stahn.

Gießen. Mittwoch 28. Februar pünktlich 8 Uhr im Hotel Schütz Bahnhofstraße: Der Kampf gegen den Modernismus in der Katholischen Kirche. Prof. Messer.

Leipzig. Mittwoch 21. Februar 8 Uhr im Hotel de Pologne Hainstraße: Der Streit um die Christusmythe und seine Bedeutung für den Glauben. Privatdozent Windisch.

Nordhausen. Mittwoch 21. Februar 1/2 4 Uhr in der Hoffnung: Der Weg zu Gott im Religionsunterricht der Schule. Mittelschullehrer Krüger-Nordhausen.

Plauen i. V. Dienstag 27. Februar 8 1/4 Uhr im Hotel Plauener Hof: Was ist Schuld an der kirchlichen Gleichgültigkeit der Gegenwart? Pfarrer Becher aus Kloschwitz.

Versammlungskalender

27. Febr. bis 2. März	Deutscher Frauenkongreß Berlin
6.—10. "	Allgemeine Christliche Studentenkonferenz Hamburg
15.—17. April	Kirchlich-soziale Konferenz Dessau
22.—23. "	Freunde der Christlichen Welt aus Süddeutschland und der Schweiz Heidelberg
28.—30. Mai	Evangelisch-sozialer Kongreß Essen
24.—27. Juli	Europäische Jugendbundkonferenz Christiania
23.—25. September	Gustav-Adolf-Verein Posen
1.— 3. Oktober	Freunde der Christlichen Welt Eisenach
7.—11. "	Ferienkursus der Freunde der Christlichen Welt in Schleswig-Holstein Malente-Gremsmühlen

Chronik der Christlichen Welt

J. C. B. Mohr, Tübingen

Nr. 5. Die deutschen evangelischen Gemeinden in Chile — Neunte ordentliche Synode der sächsischen Landeskirche — Die römische Kurie. Juli bis September 1911 (Schluß) — Verschiedenes: Aus dem Wahlkampf; Theodor Kaftan über den Umbau der Kirche; Was durch Langmut er versäumet, Bringt durch Schärf' er wieder ein; Wohin geht die Reise? Schutz der Minderheiten; Allgemeiner positiver Verband; Armenien; Kirchliche Wahlbeeinflußung; Amerikanische Wohltätigkeit

---

Heute Mittag halb 1 Uhr verschied mein lieber Mann, unser treuer Vater

Hofrat Dr. Hermann Oeser

Direktor des Lehrerinnen-Seminars Prinzessin-Wilhelm-Stift.

Karlsruhe, *den 3. Februar 1912*

Frau Emmy Oeser

Zur gründlichen Erlernung des Haushaltes finden zum April oder Mai **2—3 junge Mädchen** liebevolle Aufnahme im schöngelegenen **Pfarrhaus** zu **Gudersleben am Ellrich** am Harz.

Florenz **Deutsch-Evangelisches Hospiz, Via de' Serragli 130 A,** frei und schön gelegen. Trinkgelder abgelöst. **Reinertrag für Zwecke deutsch-evangelischer Wohlfahrtseinrichtungen.** Elektr. Licht, Zentralheizung. Pension von L. 6.— bis 8.—.

Haucks Real-Encyclopädie 3. Auflage wie neu für 150 Mk. zu verkaufen.

Offerten sub **B. R. 13** Verlag der Christlichen Welt.

Wer will seinem Papagei oder Exoten, sowie Kanarien eine Wohltat erweisen, verwendet das von Dr. Vogtherr begutachtete Gesundheitsfutter „Brennorieb". Pack. gegen Einsendung von 30 Pfg. in Briefmarken franko.

Fräulein P. Hauer Letzlingen i. A.

Ich suche für meine 17 jähr. Tochter mit Reifezeugnis der 10 klass. höh. Mädchenschule Gelegenheit zur weiteren **hauswirtschaftlichen Ausbildung** unter tüchtiger Hausfrau.

Buchdruckereibes. **Heinr. Bauer,** Marburg a. L.

Lörrach (Baden), **Schüleralumnat.** Gymnasium, Realgymnasium, Realschule am Orte. Es werden nur 10—12 Schüler im Alumnat aufgenommen. Gebildete Hausmutter; Lehrer Dr. phil. als Ephorus. Beste Empfehlungen. Prospekte durch H. Specht, evang. Stadtpfarrer in Zell im Wiesentale und Reallehrer Knecht in Lörrach.

Au pair

19 jähriges Mädchen mit höherer Töchterschulbildung sucht zur Weiterbildung Aufenthalt in gutem Haus. Wünscht Vervollkommnung in Kochen und Haushalt, würde sich gern um Kinder kümmern, mit ihnen lernen. Familienanschluß und Anteil an etwas Geselligkeit Bedingung. Anfragen unter **D M** an den Verlag.

Vikar

für **Pilsen** (deutsch-tschechische Sprachgrenze, gebildete Stadtgemeinde, ausgedehnte Böhmerwalddiaspora) gesucht. Amtsantritt 15. April. Meldungen sofort an **Pfarrer Ernst Nack, Pilsen,** deutsches evangelisches Pfarramt.

Generalsekretär

für den

Deutschen Protestantenverein

gesucht. Bewerbungen mit der Angabe von Gehaltsansprüchen bis 1. März an das **Bureau Berlin W. 35,** Steglitzerstraße 68.

Pfarrer in Honolulu

Gewünscht **junger, verheirateter Theologe** zum 15. Oktober 1912, als **Pfarrer** der an die Preußische Landeskirche angeschlossenen deutschen (evang.-luth.) Gemeinde zu **Honolulu, Hawaii V. S. A.** Gehalt steigend in fünf Jahren um je 300 Dollar (1 Dollar = Mk. 4.15) von 2400—3600 Dollar. Wohnungsgeldzuschuß 360 Dollar jährlich. Reisegeld für das Ehepaar 600 Dollar; nach fünf Jahren 750 Dollar für die Rückreise oder als Gratifikation. Jährlich 4 Wochen Urlaub. Ausreise spätestens 15. September 1912 über New-York-San-Franzisko. Weitere Auskunft bei der Expedition des Blattes. Bewerbungen mit Lebenslauf, Zeugnisabschriften, Photographie und dem Entwurf einer Osterpredigt (Papiere werden nicht zurückgesandt) eingeschrieben erbeten bis zum 15. März einschließlich als Absendungstermin an den Vorsitzenden

Herrn Consul W. Pfotenhauer, Honolulu.

DIE KONFIRMATIONSSCHEINE DES KUNSTWARTS

geben gravüreartige Nachbildungen nach **Meisterwerken der religiösen Kunst** und sind damit auch äußerlich eine würdige Erinnerung an den Tag der Konfirmation. Das Format ist 27 : 36 cm. Preis einzeln 20 Pfg. Von 50 Stück an (auch gemischt) 15 Pfg., von 100 Stück an 12, bei 200 Stück 10 Pfg.

Ein Verzeichnis mit Abbildungen der Scheine und Angabe der Sprüche, erhalten Sie in jeder guten Buchhandlung, die auch imstande ist, Ihnen Probeblätter vorzulegen. Im Notfall liefert der Verlag das Verzeichnis direkt unberechnet.

KUNSTWARTVERLAG GEORG D. W. CALLWEY MÜNCHEN

Geschichte der

Alttestamentlichen Religion

kritisch dargestellt von

Eduard König

Dr. phil. u. theol., ord. Prof. u. Geh. Kons.-Rat in Bonn

1912; VIII u. 608 S; Preis 7 Mk., elegant geb. 8 Mk.

Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh

Verlag Eugen Diederichs Jena

Martin Rade

Mehr Idealismus in der Politik

(Staatsbürgerliche Flugschriften, herausgegeben von Hanns Dorn)

74 Seiten — 80 Pfennige

C. F. Amelangs Verlag in Leipzig

Geschichte der althebräischen Literatur von Prof. D. **Karl Budde** (Marburg) — **Apokryphen und Pseudepigraphen** von Prof. D. **Alfred Bertholet** (Basel), XVI, 433 S. Broschiert Mk. 8.50, in Leinenband Mk. 9.50.

Wenn die Bearbeitung dieses herrlichen und dankbaren Stoffes in die Hände des Marburger Alt-Testamentikers Karl Budde gelegt wurde, so muß die Wahl als ganz besonders glücklich bezeichnet werden; denn Budde steht nicht nur als Forscher in der vordersten Reihe, sondern er verfügt auch über einen auf den verschiedensten Gebieten bewährten künstlerischen Sinn und ein feines ästhetisches Verständnis.

Den jüngeren und jüngsten Teil der althebräischen Literatur hat Bertholet in Basel bearbeitet, dessen Studien nach der Religionsgeschichte gravitieren und der daher gerade für diesen wesentlich religionsgeschichtlichen Stoff ein besonders berufener Bearbeiter war.

Karl H. Cornill in den „Studien vergl. Literaturgeschichte"

Geschichte der christlichen Literaturen des Orients enthaltend: **Die syrische und christlich arabische Literatur** von Prof. **C. Brockelmann.** — **Geschichte der armenischen Literatur** von Privatdozent Dr. **Franz Nikolaus Finck.** — **Geschichte der koptischen Literatur** von Privatdozent Dr. **Johs. Leipoldt.** — **Geschichte der äthiopischen Literatur** von Professor Dr. **Enno Littmann.** VIII, 281 S. Broschiert Mk. 5.50, in Leinenband Mk. 6.50.

Eine gerechte Würdigung der welthistorischen Bedeutung des Christentums läßt sich kaum gewinnen, wenn man einseitig dessen abendländische Entwicklung ins Auge faßt. Diese läßt sich erst richtig abschätzen, wenn man sie an dem Einfluß mißt, den das Christentum auf das Geistesleben der Völker seiner Heimat ausgeübt hat.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung